東京大學圖書
0004317913
東京大学総合図書館

T000
19

Wissenschaftliche Vorträge

gehalten

zu München

im

Winter 1858

299

von

Th. Bischoff, J. C. Bluntschli, F. Bodenstedt, M. Carriere,
P. Heyse, Ph. Jolly, F. Knapp, Fr. v. Kobell, J. v. Liebig,
F. Löher, M. Pettenkofer, W. H. Riehl, L. Seidel,
H. v. Sybel, O. v. Voelderndorff, B. Windscheid.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1858.

Marlowe und Green
als
Vorläufer Shakespeare's.

Von
Friedrich Bodenstedt.

Kein anderer Dichter hat auf die deutsche Literatur einen so mächtigen, immer wachsenden Einfluß geübt wie Shakespeare, den man nicht mit Unrecht den Vater unserer classischen Poesie genannt, da diese von ihm ihre fruchtbarsten Anregungen empfing, wie denn selbst Göthe sagt, daß er zu Shakespeare aufzublicken habe wie zu einem Wesen höherer Art.

Heute, nachdem das gediegene Urtheil ganz Europa's sich dahin geeinigt hat, Shakespeare für den größten Dichter der Welt zu erklären, und nachdem besonders uns Deutschen durch vortreffliche Uebersetzungen, Abhandlungen und Erläuterungen seine Werke so zugänglich gemacht sind, daß man wohl behaupten kann: in keinem andern Lande sei je ein fremder Dichter so heimisch geworden wie Shakespeare in Deutschland, — heute begreift man kaum, welch ein Muth des selbständigen Urtheils bei uns noch im vorigen Jahrhundert dazu gehörte, Shakespeare überhaupt für einen bedeutenden Dichter zu halten. Vor Allem nahmen seine Tadler Anstoß an der schein-

baren Formlosigkeit, an dem allen hergebrachten Schulregeln widersprechenden Bau seiner Stücke, und die Nachsichtigsten wollten ihn höchstens als ein ganz rohes Naturgenie gelten lassen.

Und als nun Männer wie Lessing, Herder und Göthe nachgewiesen, daß es eine Thorheit sei, die englische Tragödie nach den Forderungen der griechischen, oder gar der französischen Tragödie zu beurtheilen, da beide völlig entgegengesetzte Ausgangspunkte haben und unter ganz verschiedenen Bedingungen entstanden — so wurde man bald ebenso überschwänglich in einseitiger Bewunderung, wie man es früher in einseitigem Tadel gewesen. Man begnügte sich nicht, die Form des altenglischen Dramas einfach als das zu nehmen, was sie wirklich war, als die der Einrichtung und den Bedingungen der damaligen Bühne entsprechendste Form, sondern man wollte wieder allgemeingültige Gesetze daraus ableiten, die nur zu neuen Mißverständnissen führen konnten.

Der Grundirrthum lag darin, daß man Shakespeare ganz aus dem natürlichen Zusammenhange der Dinge herausriß, ihn für den alleinigen Schöpfer und Begründer einer neuen Kunstform hielt, die ihm schon fertig überliefert wurde, und daß man überhaupt bei der Beurtheilung seiner Werke völlig den historischen Standpunkt aus den Augen verlor. Man gewöhnte sich, ihn, der in der Wirklichkeit wurzelt wie kein anderer Dichter, als ein von allen realen Bedingungen seiner Zeit unabhängiges Wunder zu betrachten, wie wenn Niemand gewesen wäre, der ihm seine Pfade bereitet hätte.

In Deutschland war Ulrici der erste, der in seinem Werke über Shakespeare's dramatische Kunst mit wissenschaftlichem Ernst den Versuch machte, Shakespeare aus seiner einsamen Höhe auf historischem Wege in einen begreiflichen menschlichen Zusammenhang zurückzuführen, und ihn nicht bloß

als ein Wunder der Welt, sondern auch als einen ächten Sohn seiner Zeit zu betrachten.

Auf diesem Wege fortschreitend, erlaube ich mir, heute Ihre Aufmerksamkeit auf zwei Dichter zu lenken, welche als die nächsten Vorläufer Shakespeare's anzusehen sind, da sie nachweisbar den mächtigsten Einfluß auf ihn geübt und schon auf der Höhe ihres Ruhmes standen, als von Shakespeare noch gar nicht die Rede war.

Was der sogenannten Shakespearebühne ihren eigenthümlichen Charakter gab: der epische Reichthum an Gestalten, die scharfe Charakteristik, das Herleiten des Schicksals aus der Brust des Menschen selbst, der breit angelegte, vielfach verschlungene Bau der Stücke, der Grundsatz, die ganze Geschichte des Helden mit allem Wechsel von Zeit und Ort zu geben und nicht bloß die Katastrophe der Handlung — wie es bei der griechischen Tragödie üblich war; — endlich der dramatische Dialog in ungereimten fünffüßigen Jamben, die nichts sein sollten als eine veredelte, erhöhte Prosa in rhythmischer Bewegung, — das Alles war schon vorgezeichnet durch Christoph Marlowe, dem sich der weniger geniale, aber in der Entwicklungsgeschichte des englischen Dramas ein wichtiges Mittelglied bildende Robert Green zunächst anschloß.

Hier konnte nichts mehr verwischt, erfunden oder hinzugethan, es konnte dem Ueberlieferten nur noch die Krone der Vollendung aufgesetzt werden. — Green und Marlowe werden gewöhnlich zusammen genannt, weil sie fast zu gleicher Zeit ihre dramatische Laufbahn begannen und endeten und während derselben im engsten Verkehr mit einander lebten. Green war einige Jahre älter als Marlowe, den wir jedoch hier, als den eigentlichen Bahnbrecher, zunächst in's Auge fassen werden.

Christoph Marlowe, der größte englische Bühnendichter vor Shakespeare, wurde geboren zu Canterbury im Februar des Jahres 1563. Wir kennen von seinem vielbewegten Leben

wenig mehr als seinen kummervollen Anfang und sein trauriges Ende. Nachdem er auf der Schule seiner Vaterstadt eine gelehrte Vorbildung erhalten, bezog er im Frühjahr 1581 die Universität zu Cambridge, wo er nach Vollendung seiner Studien den Grad eines Magisters der freien Künste erlangte.

Als der Sohn eines armen Schuhmachers wurde er früh schon mit Noth und Sorge vertraut und scheint auch auf der Universität von fremder Unterstützung gelebt zu haben. Man weiß nicht mit Bestimmtheit, aus welcher Quelle diese geflossen, nur so viel ist sicher, daß die demüthigende Abhängigkeit, in welcher er aufgewachsen, einen höchst nachtheiligen Einfluß auf seinen Charakter geübt, wie das bei hochstrebenden Naturen so häufig der Fall ist. Wirkliches Unglück stählt und läutert den Genius, während der Wurm kleinlicher Sorge die besten Blüthen des Herzens zernagt und verdirbt.

Schon vor Vollendung seiner Studien hatte Marlowe Verbindungen mit verschiedenen Bühnen angeknüpft, wahrscheinlich indem er ältere Stücke verbesserte und für die Aufführung einrichtete, wie damals junge Dramatiker ihre Laufbahn zu beginnen pflegten. Ob er selbst als Schauspieler auftrat, wie die meisten Bühnendichter jener Zeit, vermögen wir nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Wir haben keinen Beweis dafür als die Behauptung des wenig zuverlässigen Philips in seinem Theatrum Poetarum und den Vers einer alten Ballade, welche kurz nach Marlowe's Tode gedichtet wurde und worin es heißt:

> Schauspieler war er frühe schon
> Und Dichter obendrein,
> Doch einst in einem schlechten Stück
> Fiel er und brach ein Bein.

Es wird in der Ballade auch die Bühne genannt, wo Marlowe in seiner Jugend aufgetreten sein soll, die Curtain-

stage, welche in den letzten 15 Jahren des 16. Jahrhunderts der bevorzugte Schauplatz für dramatische Experimente gewesen zu sein scheint, wo junge Dichter ihre Sporen verdient haben mußten, ehe ihren Stücken die Ehre der Aufführung in dem Blackfriars- und Globus-Theater zu Theil wurde. Diese Curtain-stage, auf welcher auch Ben Jonson und Heywood sich zuerst als Dichter und Schauspieler versuchten, befand sich unfern der Bühne in Shoreditch, welche kurzweg das Theater genannt wurde, und stand unter unmittelbarer Aufsicht des Lord-Mayors von London.

Wenn es mit der Angabe des Balladendichters, daß Marlowe in Folge eines Beinbruchs die Bühne verlassen mußte, seine Richtigkeit hat, so ist es auffallend genug, daß keiner der Zeitgenossen seines lahmen Beines Erwähnung thut, da die ausbündige Gesellschaft, in welcher Marlowe lebte, die Leibesgebrechen ihrer Mitglieder mit besonderer Vorliebe zur Zielscheibe ihres Witzes machte.

So wurde z. B. Gabriel Harvey wegen seiner Magerkeit auf das Unbarmherzigste durchgehechelt, und Robert Green's rothe Nase in einer Weise bewitzelt, als wäre sie Shakespeare's Vorbild zu Bardolph's rother Nase gewesen, von welcher er sagt, sie habe so geglüht, daß ein darauffitzender Floh ausgesehen hätte wie eine schwarze Seele im Höllenfeuer.

Doch, ob Marlowe Schauspieler war oder nicht, jedenfalls muß er sich schon früh mit der Bühne und ihren Forderungen vertraut gemacht haben, denn gleich sein erstes Stück, »Tamerlan der Große«, welches 1586 aufgeführt wurde, brachte eine vollständige Umwälzung in der Theaterwelt hervor und ist für alle Zeit als Grundstein im Wunderbau der Shakespeare-Bühne zu betrachten.

Um die Bedeutung dieses von den Literaturhistorikern vielgeschmäheten und wegwerfend behandelten Stückes einigermaßen zu würdigen, müssen wir einen schnellen Rückblick auf

das englische Theater werfen, wie es vor Marlowe war, und zunächst sehen, wie es so geworden.

Jedes wahrhaft nationale Theater wurzelt in heimischem Boden; es entspringt aus dem Volke, um sich wieder an's Volk zu wenden; seine Wiege ist die Religion des Volks, und ihre Mysterien sind sein erster Inhalt.

So war es bei den Griechen; so war es auch bei den Spaniern und Engländern.

In England reicht die Aufführung von Mysterien oder Mirakelspielen, wie sie dort genannt wurden, bis in's eilfte Jahrhundert zurück.

Anfangs waren es kurze Darstellungen einzelner Geschichten aus der Bibel, durch einen Prolog eingeleitet und mit möglichstem Anschluß an die Worte der heiligen Schrift dramatisirt; später wurden sie (ähnlich unseren Passionsspielen) so in die Länge gezogen, daß die Aufführung ganz der Dauer des wirklichen Vorgangs entsprach. Besonders berühmt waren die Mirakelspiele von Chester, welche seit der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts alljährlich zur Aufführung kamen und wovon sich noch verschiedene Manuscripte erhalten haben.

Die meisten dieser Darstellungen verloren gar bald ihre ursprüngliche Reinheit; an einigen Orten arteten sie gänzlich in Unzucht aus, an anderen vermischten sie sich mit weltlichen Elementen, wie denn profane Mummereien, Aufzüge und mimische Darstellungen zu den ältesten Volksbelustigungen gehörten.

Aus solcher Vermischung entsprangen um die Mitte des 15. Jahrhunderts die sogenannten Morals oder Moralitäten, allegorische Darstellungen, durch welche veredelnd auf die Sitten eingewirkt werden sollte. Hauptfiguren dabei waren der Teufel und das Laster, und zwar erschien der Teufel in ein zottiges Thierfell gekleidet, mit langer rother Nase, Schweif und Pferdefuß, während das Laster als eine Art Kasperle

oder Hanswurst auftrat, in langem, buntem Gewande, mit einer Peitsche in der Hand und rohen Witzen im Munde. Daneben traten auf: Tugend, Wahrheit, Gerechtigkeit, Friede und die sieben Todsünden, und das Ganze endete immer mit Belohnung der Tugend und Bestrafung des Lasters.

Im Laufe der Zeit trat das komische Element immer mehr in den Vordergrund, und es entstanden kurze, einactige Possen, Interludes oder Zwischenspiele genannt, weil sie bei Hoffesten und Gelagen zwischen anderen Lustbarkeiten aufgeführt wurden.

In den besseren dieser Zwischenspiele — welche unter Heinrich VIII. entstanden und sich an den Namen John Heywood knüpfen — kann man schon die Keime der englischen Komödie erkennen.

Eine der bekanntesten Heywood'schen Possen heißt »The four P's«, weil die darin vorkommenden vier Personen, nach ihrem Gewerbe bezeichnet, alle mit einem P anfangen: Palmer, Pardoner, 'Poticary und Pedlar (Pilger, Ablaßkrämer, Apotheker und Hausirer). Es handelt sich darum, wer von den Vieren die größte Lüge sagen kann, und den Preis gewinnt der Pilger durch seine einfache Behauptung, daß er niemals eine Frau gesehen habe, welche die Geduld verloren habe. . . .

Die Begeisterung, mit welcher im 16. Jahrhundert in England die classischen Studien betrieben wurden, hatte eine Reihe wenig glücklicher Versuche zur Folge, die antike Komödie und Tragödie auf die Bühne zu bringen, während der eigentliche lebenskräftige Stamm der dramatischen Poesie im Volkstheater wurzelte und seine Zweige immer mächtiger ausbreitete.

Das älteste englische Lustspiel, welches wir noch besitzen, »Ralph Roister Doister« von Nicolas Udall, datirt aus der Regierungszeit Eduard VI., und das älteste bekannte Trauerspiel, »Ferrex und Porrex«, wurde im Jahre 1561 aufgeführt.

Schulstuben, Scheunen, kurz, überall aufschlugen, wo sie Erlaubniß dazu erhielten.

Die ältesten stehenden Bühnen waren das schon genannte »Theater« in Shoreditch und die »Curtain-stage«. Kurz darauf gründete James Burbadge das Theater von Blackfriars, und in rascher Folge entstand noch eine Menge anderer Schauspielhäuser (während Elisabeth's Regierung im Ganzen 17), unter welchen der Globus (mit der Figur des Herkules, als Trägers der Weltkugel, und der Unterschrift: totus mundus agit histrionem — das berühmteste wurde.

Die unglaublich einfache Einrichtung dieser Bühne, welche ganz und gar nicht darauf berechnet war, durch Decorationen und sonstige Aeußerlichkeiten Illusion zu erzeugen, zwang das Publicum, immer bei der Sache zu bleiben, und machte alle Störungen unmöglich, welche heutzutage vom häufigen Scenenwechsel unzertrennlich sind. Der ganze Schmuck der Bühne bestand in einer Teppichbekleidung; die Veränderung der Scene wurde angedeutet durch ein vorgeschobenes Brett, auf welchem der Name des Ortes der Handlung geschrieben stand.

Ein hellblauer Teppich, von der Decke herabhängend, zeigte an, daß es Tag, ein dunkler Teppich zeigte an, daß es Nacht sei. In ähnlicher Weise wurden alle übrigen Veränderungen angedeutet. Das Publicum war von vornherein daran gewöhnt, das Fehlende durch die Phantasie zu ergänzen, und, ungestört durch Nebendinge, folgte es mit um so größerer Spannung dem Gange des Stückes selbst.

Und seinerseits mußte der Dichter, je weniger er durch äußere Hülfsmittel unterstützt war, um so mehr durch die innere Gewalt seiner Dichtung zu wirken suchen.

Obgleich die gesellschaftliche Stellung der Schauspieler damals eine sehr niedrige war, so haben wir doch alle Ursache, ihre Kunstleistungen hoch anzuschlagen. Fast alle dramatischen Dichter jener Zeit waren zugleich Schauspieler und brachten eine gründliche Universitätsbildung mit auf die Bühne. Durch

die religiösen Kämpfe und Wirren waren die Universitäten fast ganz entvölkert; die Kirche in ihrem Uebergangszustande hatte keinen Reiz für den Studenten, und so kam es, daß eine Menge junger Gelehrter nach der Hauptstadt strömte, um an den Theatern als Schauspieler und Bühnendichter ein Unterkommen zu suchen. Sie wurden zur Unterscheidung von ihren weniger gelehrten Collegen »Universitätsfedern« genannt. Zu ihnen gehörte auch Marlowe, der wahrscheinlich im Jahre 1585 nach London kam, da schon im Jahre 1586 sein Tamerlan aufgeführt wurde und, wie wir gleich sehen werden, eine neue Epoche in der Geschichte des englischen Drama's begründete.

Die namhaftesten von Marlowe's nächsten Vorgängern und Zeitgenossen waren John Lily (1554 bis 1598), dessen pikante Prosa sich Shakespeare zum Muster nahm, Thomas Kyd († 1595), George Peele († 1598) und Thomas Lodge (1556 bis 1616), die jedoch alle neben Marlowe und Green nur eine untergeordnete Rolle spielten.

Der in der Tragödie von Gorboduc gemachte Versuch, den Blankvers einzuführen, hatte nur wenige und unglückliche Nachahmer gefunden. Marlowe war der erste, der den Blankvers auf die öffentliche Bühne brachte, der erste auch, der ihm dramatisches Leben einzuhauchen wußte, und diese neue Kunstform gleich zu solcher Vollendung führte, daß man ihn mit Recht als den Schöpfer derselben bezeichnet.

In den älteren Stücken, welche noch in gereimten Versen geschrieben wurden, wie auch in den wenigen ungereimten herrscht eine Monotonie der Sprache, gegen welche Marlowe's dramatischer Dialog einen ungeheuren Fortschritt bildet.

So lange die Reime noch als ein nothwendiges Erforderniß galten, waren die Verse immer so gebaut, daß der ganze Schwerpunkt auf die gereimte Sylbe fiel, und die übrigen Wörter jeden Verses gleichsam nur als ein Bogen erschienen, um den Reimpfeil abzuschießen.

Aeußerungen der Furcht erblickte, Angesichts des Heeres mit Hohn und Schimpf zurückgewiesen wurden.

Zenokrate begreift das Furchtbare der Lage ganz; sie weiß, daß eher die Welt aus ihren Fugen ginge, ehe Tamerlan auch nur einen Schritt von der einmal vorgezeichneten Zerstörungsbahn abwiche, aber sie fühlt auch, daß hier etwas Außerordentliches geschehen müsse, wenn das Herz, das seinen Lebensodem aus ihrer Liebe zieht, nicht brechen solle.

Diese hochpoetische Scene ist von großartigster Anlage und von erschütternder Wirkung.

Tamerlan reißt sich, mächtig im Innersten bewegt, aber äußerlich unbeugsam, aus Zenokrate's Armen los, die halb bewußtlos zurückbleibt. Der Kampf beginnt; der Sultan unterliegt und wird als Gefangener in's Lager geführt, um hier, nach dem Vorgange aller früher besiegten Könige, ein schimpfliches Ende zu finden. Die Verwicklung hat den höchsten Grad erreicht, und noch immer sieht man keine Möglichkeit einer befriedigenden Lösung. Doch die Liebe weiß einen Ausweg zu finden. Mit der Unterwerfung Egyptens hat Tamerlan sein Ziel erreicht; Afrika und Asien liegen zu seinen Füßen, und er erhebt jetzt Zenokrate, die bis dahin nur seine Geliebte gewesen, zu seiner Gemahlin und krönt sie als Herrin über alle Reiche, die ihm unterthan. Er selbst darf nicht verzeihen, aber Zenokrate, die Königin darf Gnade üben. Seine Aufgabe war es, durch Furcht und Schrecken die Welt zu besiegen — ihre Aufgabe ist es, durch Liebe zu versöhnen.

Zunächst rettet sie ihren Vater vom Tode; er erhält sein Land zurück und noch andere Reiche dazu, und wie er seine Tochter in Herrlichkeit thronen sieht als Herrin der Welt, erkennt er sich gern als ihren Vasallen an; und wie er sieht, daß nicht rohe Gewalt, sondern die glühendste Liebe sie in Tamerlan's Arme geführt, segnet er von ganzem Herzen den

glücklichen Bund. So schließt das Ganze nach den mächtigsten Erschütterungen in versöhnender Weise.

Man wird schon aus dieser kurzen Skizze sehen, in welcher ich versucht habe, den poetischen Kern aus der vielfach verschlungenen Hülle herauszuschälen, daß nur ein wirklicher Dichter so etwas erfinden und so mächtig durchführen konnte.

Ich habe mich bemüht, den Stoff so darzulegen, wie ihn etwa heutzutage ein Dichter auffassen würde, um den gesteigerten Anforderungen der Kunst und der Bühne gerecht zu werden. Uns interessiren zunächst und zumeist die psychologischen Vorgänge und Wandlungen, der innere Kampf der Gegensätze, die Conflicte der Leidenschaften und ihre Lösung; allein die damalige Zeit stellte an den Dichter ganz andere Forderungen.

Für Marlowe's unkritisches, naives Publicum, das noch nicht daran gewöhnt war, die Lösung psychologischer Probleme auf der Bühne zu suchen, gingen die Feinheiten seines Stückes vielleicht ganz verloren, während es den größten Gefallen fand an den wunderbaren Heldenthaten des Tamerlan, die der Dichter in möglichster Fülle und Breite vorführen mußte.

Dieses Publicum hatte seine herzliche Freude daran, den großen Tamerlan binnen zwei Stunden die halbe Welt erobern, die mächtigsten Heere zu Boden werfen und Könige vor seinen Siegeswagen spannen zu sehen. So finden wir denn in dem Stücke auch einige Scenen, die nach heutigem Geschmacke geradezu absurd erscheinen und auch den meisten Kritikern Anlaß gegeben haben, das ganze Stück roh und verwerflich zu finden, weil sie die Mühe scheuten, das Gold von den Schlacken zu sondern. Allein man darf nicht vergessen, daß Marlowe für ein Publicum schrieb, welches erst gebildet werden sollte, für ein Volkstheater, das damals noch kaum im Ansehen unserer heutigen Vorstadtbühnen stand, und das hauptsächlich ihm den raschen Aufschwung verdankte, der es befähigte, schon wenige

in der zweiten Hälfte, wo mit Menschenleben gespielt wird wie mit Schneebällen und das Tragische zuweilen an's Lächerliche streift.

Aehnliches gilt von zwei anderen Stücken Marlowe's, »Eduard II.« und der »Bluthochzeit in Paris«, den Vorbildern Shakespeare's zu seinen historischen Dramen.

Die »Bluthochzeit in Paris« wurde gleich nach der Ermordung Heinrich III. geschrieben, mit dessen Tode (2. August 1589) das Stück endet.

In diesen Stücken kämpft die Schönheit noch überall mit Rohheit und bleibt nicht immer Siegerin. Aber trotz aller Mängel und Ausschweifungen zeugen auch die historischen Dramen Marlowe's von einem Talent, dem nur das Maß, der sittliche Schwerpunkt fehlt, um das Höchste zu erreichen.

Und hier kommen wir auf den dunkelsten Punkt in der Geschichte unseres Poeten, der uns geschildert wird als ein wüster, zerfahrener Charakter, ohne allen religiösen und sittlichen Halt. Wollte man Alles glauben, was seine Feinde und Freunde ihm Schlimmes nachgesagt, so müßte man annehmen, daß er seine ganze Zeit in schlechter Gesellschaft bei Trinkgelagen und unter Ausschweifungen jeglicher Art verbracht habe; allein wenn wir bedenken, daß er kaum 30 Jahr alt starb, und daß er während seines kaum siebenjährigen Aufenthalts in London außer einem Band Gedichte, der viel Vortreffliches enthält, und 6 fünfactigen Dramen, welche noch jetzt neue Auflagen in England erleben, auch eine Reihe anderer Stücke geschrieben hat, welche verloren gegangen sind, so werden wir zugeben müssen, daß bei einer so mannigfaltigen und mächtigen Geistesthätigkeit doch nicht gar zu viel Zeit für Müßiggang und frivole Zerstreuungen übrig geblieben sein kann. Wer bis zum dreißigsten Jahre 6 gute Dramen und einen Band Gedichte geschrieben, die sich durch die Jahrhunderte erhalten, der hat ein redlich Stück Arbeit gethan, wozu eben so

viel Fleiß und Ausdauer wie Genie gehört. Daß übrigens eine so leidenschaftlich angelegte Natur wie Marlowe nicht immer die Grenzen strenger Sittlichkeit eingehalten, ist durch die Zeit und die Umstände, in welchen er lebte, leicht zu begreifen und auch einigermaßen zu entschuldigen. Die Schauspieler und Bühnendichter Altenglands waren vor Shakespeare gänzlich von der guten Gesellschaft ausgeschlossen und mußten ihre Zerstreuungen in Kreisen suchen, wo gerade nicht der feinste Ton zu herrschen pflegte.

Unter Marlowe's Genossen in London waren die hervorragendsten: Green, Lodge, Peele und Nash. Diese geistvollen Männer lebten, wie es der Wechsel ihrer unsicheren Literatenexistenz mit sich brachte, bald in schwelgerischem Ueberfluß, bald in kümmerlichster Dürftigkeit. Der glänzendste und zugleich charakterloseste von ihnen war Robert Green, der Anfangs, voll Neid und Eifersucht über Marlowe's Erfolge, eine feindliche Stellung gegen diesen einnahm, aber bald gewahrte, daß es besser sei, einen so gefährlichen Nebenbuhler zum Freunde als zum Feinde zu haben, und sich ihm nun — äußerlich wenigstens — auf's Engste anschloß, um desto übermüthiger gegen die kleineren Geister auftreten zu können.

Green wurde geboren zu Norwich im Jahre 1560, als der Sohn sehr wohlhabender und sowohl durch ihre Stellung wie durch ihren Lebenswandel hochgeachteter Eltern. Er studirte zu Cambridge (wo er 1578 promovirte), machte dann eine längere Reise durch Frankreich, Italien und Spanien, wo er den größten Theil seines Vermögens vergeudet zu haben scheint und, nach seinem eigenen Geständniß, das nichtswürdigste Leben führte. Nach seiner Rückkehr lebte er eine Zeitlang in London und ließ dort die Erstlinge seiner Muse unter dem Titel »Love-Pamphlets« erscheinen. Es waren dies drei Erzählungen, die gleich ungewöhnliches Aufsehen erregten und auch wiederholte Auflagen erlebten. Er gewann das Herz

eines schönen jungen Mädchens und verheirathete sich, wie es scheint, unter den günstigsten Umständen. Allein seine Frau hielt es nicht lange bei ihm aus und zog vor, zu ihren Eltern zurückzukehren. Seitdem hat er sich bis zu seinem Todestage nie wieder um sie bekümmert. Erst vom Sterbebette aus schrieb er einen reuigen Brief an sie, worin er sie zugleich bat, seinem Hauswirth, einem armen Schuster, ohne dessen Erbarmen er elendiglich hätte auf der Straße umkommen müssen, 10 Pfund Sterling zu bezahlen. Er wurde krank in Folge einer Schwelgerei mit seinem Zechgenossen Nash, wobei er sich durch übermäßigen Genuß von Häring und Rheinwein verdorben hatte, und starb, in Zerknirschung und nacktem Elend, verlassen von allen seinen Freunden, im August 1592.

So war das Leben und Ende eines Mannes, der berufen war, einer der ersten Dichter seiner Zeit zu sein, und der durch einzelne seiner Werke noch jetzt als eine Zierde der englischen Literatur gilt.

Doch die meisten seiner zahlreichen Schriften, von welchen er selbst bekennt, daß er sie nur um Gelderwerb und mit leichtsinnigster Flüchtigkeit geschrieben, sind der Vergessenheit anheimgefallen. Wir haben es hier nur mit seinen Dramen zu thun und heben von diesen gleich das wichtigste hervor: »Bungay und Baco«, welches Tieck unter dem Titel »Die wunderbare Sage vom Pater Baco« in's Deutsche übersetzt hat[1]).

Um Roger Baco, den großen englischen Gelehrten des 13. Jahrhunderts, hatte sich schon früh ein wunderreicher Sagenkreis gelagert, der ihn zu einer ähnlich volksthümlichen Figur machte, wie später Dr. Faust in Deutschland wurde.

Auf diesen Volksglauben, der Baco für einen Zauberer

[1]) In Shakespeare's Vorschule. Von Ludwig Tieck. Leipzig 1823 1. Bd.

hielt, gründete Green sein Stück, dessen dramatische Vorzüge freilich in ganz anderen Dingen bestehen als in den Zauberkünsten des berühmten Baco. Der wesentliche Inhalt ist dieser:

Prinz Eduard von Wales soll Leonore, die Tochter des Königs von Castilien, heirathen, hat sich aber auf der Jagd in Margarethe, eine schöne Försterstochter, verliebt und beauftragt seinen Vertrauten, Graf Lacy von Lincoln, ihr allerlei schöne Versprechungen zu machen und sie für den Prinzen zu gewinnen.

Graf Lacy verliebt sich jedoch beim Ausrichten seiner Botschaft selbst in das liebliche Mädchen und findet gar bald, daß ihr Herz mehr ihm als dem Prinzen zugethan sei. Er fühlt die Verpflichtung, den Auftrag seines fürstlichen Freundes treu zu vollziehen, allein er fühlt auch, daß er von Margarethe nicht lassen kann.

Dieser Conflict ist mit außerordentlicher Zartheit und Anmuth durchgeführt. Die Liebe wächst im Kampfe und bleibt Siegerin. Lacy zeigt sich als ein Mann, der freudig sein Leben opfern würde für den Prinzen, aber diesem ein so reines, holdseliges Wesen wie Margarethe zu opfern, ist ihm unmöglich. Er bietet ihr Herz und Hand an und will sich, um ihres Besitzes ganz sicher zu sein, auf der Stelle mit ihr trauen lassen. Der zufällig anwesende Pater Bungay soll die Feierlichkeit vollziehen. Allein plötzlich wird die natürliche Entwicklung der reizend angelegten Scene durch Zauberei unterbrochen.

Prinz Eduard, den das Bild der schönen Margarethe Tag und Nacht verfolgt, zweifelt, daß es Lacy gelingen werde, die Gunst des sittsamen Mädchens für ihn zu gewinnen, und wendet sich deshalb an den berühmten Zauberer Baco in Oxford, um durch übernatürliche Mittel Margarethe an sich zu fesseln.

Is't princely to dissever lovers' leagues,
To part such friends as glory in their loves?
Leave, Ned, and make a virtue of this fault,
And further Peg and Lacy in their loves:
So in subduing fancy's passion,
Conquering thyself, thou get'st the richest spoil.
Lacy, rise up. Fair Peggy, here's my hand:
The Prince of Wales hath conquer'd all his thoughts,
And all his loves he yields unto the earl —
And Ned, as he is true Plantagenet,
Will give her to thee frankly for thy wife.

Der Prinz wird für seine Entsagung belohnt durch die schöne Eleonore, deren Anblick gleich sein ganzes Herz gewinnt. Er hat sie früher nie gesehen und ist freudig überrascht durch die Fülle von Geist und Anmuth, die sie vor ihm entfaltet. Seine und Lacy's Hochzeit werden an demselben Tage gefeiert. Margarethe wird glückliche Gattin und eine der ersten Damen des Hofes.

Diese spannend angelegt und reizend durchgeführten Liebesgeschichten wechseln nun im Stücke ab mit allerlei wunderbaren Zauberkünsten, die für uns weniger Interesse haben. Unter den Potentaten, die zur Vermählungsfeier Eduards und Leonorens nach England gekommen, befindet sich auch der deutsche Kaiser Friedrich II., den ein Zauberer van der Mast begleitet, ein entsetzlicher Renommist, der den englischen Hexenmeistern zeigen will, daß es mit ihrer Kunst gar nichts Rechtes sei. Allein er wird in allen Stücken von dem großen Baco geschlagen und muß mit Schimpf und Schande das Land verlassen.

Den Schluß bildet eine poetische Prophezeiung des Segens, der durch die vergötterte Königin Elisabeth noch über England kommen werde.

Green's übrige Dramen, wovon keines »Bungay und Baco« an poetischem Werthe gleichkommt, deren Studium aber nichtsdestoweniger für die Entwicklungsgeschichte des englischen Theaters von hohem Interesse ist, lassen uns zugleich tiefe Blicke in die damaligen socialen Zustände und in seinen eigenen Entwicklungsproceß thun.

Bestimmte chronologische Angaben über die Reihenfolge seiner Stücke fehlen, allein es ist aus inneren Gründen mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß »der rasende Roland« sein erster dramatischer Versuch war. Wir finden darin alle Fehler eines flüchtig producirenden Anfängers, dem augenscheinlich weniger daran lag, den Forderungen der Kunst gerecht zu werden, als den Ansprüchen eines neugierigen, naiven Publicums. Des Dichters Absicht scheint gewesen zu sein, ein Drama zu schreiben, welches möglichst viel wunderliche Begebenheiten und Repräsentanten fremdartiger Völkerschaften enthielte, untermischt mit so viel Liebe und Eifersucht, Kampf und Todtschlag, als sich irgend in der Zeit von anderthalb Stunden abspinnen ließe. Von planmäßiger Anlage, Charakteristik und psychologischer Entwicklung ist hier noch gar keine Spur.

Aehnliches gilt von dem muthmaßlich zweiten Stücke, »Ein Spiegel für London und England«, welches Green gemeinschaftlich mit Thomas Lodge schrieb, und welches noch so lebhaft an die Moralitäten und Zwischenspiele erinnert, daß man, die komischen Elemente von den ernsten sondernd, mit leichter Mühe Beides, eine Moralität und ein Zwischenspiel daraus herstellen könnte. Der Dichter war sich über das Wesen des Dramas noch nicht im Mindesten klar, als er dieses wunderliche Tendenzstück schrieb, das im Grunde nichts enthält als Copien nach dem alten Testamente (so kommt z. B. die ganze Geschichte des Jonas darin vor, der von dem Wall-

fische auf die Bühne gespieen wird), unterbrochen durch comische Scenen (disjecta membra eines Interlude) und gespickt mit moralischen Reflexionen und Nutzanwendungen.

Auch das dritte Stück, »Alfons, König von Arragonien«, steht an poetischem Werthe nicht höher, zeigt jedoch einen bedeutenden Fortschritt in der Technik. Wir haben hier schon, was den meisten gleichzeitigen Schauspielen fehlt, eine regelrechte Eintheilung in Acte und Scenen, und dem Dichter scheint bei der Anlage die gute alte Regel vorgeschwebt zu haben, daß nicht bloß das Ganze, sondern auch jede einzelne Scene ihre Exposition, Verwicklung und einen Abschluß finden müsse. Doch hat er bloß die Form, nicht den Kern der Sache in's Auge gefaßt, und die glücklichen Motive, welche der Stoff ihm bot, mehr episch als dramatisch benutzt.

Dagegen ist Green's viertes Stück, »Jakob IV.«, das leider in sehr verstümmelter Gestalt auf uns gekommen, ein durchaus glücklicher Wurf zu nennen. Der Plan ist vortrefflich, der mit dem Schwerpunkt des Dramas zusammenfallende Umschwung überraschend und doch durch die natürlichsten Mittel herbeigeführt, und endlich haben wir hier lebendige, scharf ausgeprägte Charaktere vor uns.

Das Zwischenspiel mit Aster Oberon (auf dem Titel Oberom genannt), der durch seine dienstbaren Geister als ein Deus ex Machina handelnd und wandelnd in die Geschicke der Hauptträger des Stückes eingreift, erscheint mehr als eine dem Geschmacke der Zeit und den Liebhabern der Interludes gemachte Concession, als ein nothwendiger Bestandtheil dieses Dramas, welches bei sehr geringfügigen Veränderungen solcher Beigabe gar wohl entbehren könnte.

Green wußte jetzt, worauf es bei der Composition eines Dramas ankam, und bewegte sich hinfort mit größerer Freiheit und Sicherheit. Sein fünftes Stück, »Der Flurschütz von

Wakefield«[1]), ist ein vom heitersten Geiste durchwehetes, ächt englisches Lustspiel im besten Geschmack. Der Held des Stücks, »George Green«, war — wie sein Freund Robin Hood — eine Lieblingsfigur des Volks und seine Geschichte in Jedermanns Munde. Der große Fortschritt des Dichters in der Bearbeitung dieses glücklichen Stoffs zeigt sich besonders darin, daß er seine ganze Kraft darauf verwendete, ein abgerundetes Kunstwerk zu schaffen und durch das Ganze zu wirken, während er früher die Composition völlig als Nebensache behandelte und mehr durch wunderliche und glänzende Einzelheiten zu blenden suchte. — Die Zeit erlaubt mir leider nicht, durch weitere Beispiele zu zeigen, wie Robert Green, seinem leichteren und anmuthigen Talente gemäß, neben Marlowe wirkte und Shakespeare vorarbeitete, der auch den Stoff zu seinem »Wintermährchen« in fast allen Einzelheiten aus Green's Novelle »Pandosto, der Triumph der Zeit«, entlehnte.

Noch war kein Jahr seit Green's Tode verflossen, als Marlowe ebenfalls auf eine schreckliche Weise um's Leben kam. Er wurde von einem seiner Bekannten, Francis Archer, bei Tisch[2]) erdolcht, und zwar so, daß der Stahl, den Marlowe abzuwehren suchte, ihm durch's Auge in's Gehirn drang, und der Getroffene nach wenigen Stunden unter furchtbaren Schmerzen seinen Geist aufgab. Ueber die Veranlassung zu dem Streite, der diesen Mord herbeiführte, lauten die Berichte verschieden. Nach Einigen soll Eifersucht die Ursache gewesen sein. So traurig endete nach kurzem und stürmischem Leben der größte tragische Dichter Englands vor Shakespeare. Er starb 16. Juni 1593, nachdem ihm sein falscher Freund Green durch eine noch über das Grab hinausreichende Treulosigkeit die letzten Monate seines Lebens verbittert hatte.

[1]) Ebenfalls von Tieck in's Deutsche übersetzt in seinem »Altenglischen Theater«.

[2]) Nach einer anderen Version beim Triktrakspiel.

Green hinterließ nämlich unter dem Titel »Ein Pfennig werth Witz, erkauft mit einer Million Reue« eine auf dem Krankenbette geschriebene Selbstbiographie, worin er mit scheinheiliger Sündermiene sich selbst und seine Bühnengenossen wegen ihres lasterhaften Lebens anklagt und besonders Marlowe, den er ohne Grund des Atheismus beschuldigt, zu schaden suchte. Das berüchtigte Buch ist für uns deshalb besonders merkwürdig, weil darin auch Shakespeare's zum ersten Male Erwähnung geschieht und zwar mit folgenden Worten:

»Da haben wir jetzt eine aufdringliche Krähe, die sich mit unseren Federn schmückt und mit einem Tigerherzen in Schauspielerhülle[1]) wähnt, eben so gut ihren Bombast von Blankversen abkrähen zu können, wie nur einer von Euch. Dieser Glücksvogel, ein wahres dramatisches Fac-totum, hält sich für den einzigen Shake-scene im Lande«.

Shakespeare war bis dahin nur als Schauspieler und als Umarbeiter älterer Stücke aufgetreten; als selbständiger Dichter erscheint er erst in Marlowe's Todesjahre, 1593, so daß Alle, welche früher die Bühne beherrschten, als seine Vorgänger zu betrachten sind, wie auch der Einfluß, welchen Lily, besonders aber Marlowe und Green auf ihn geübt, unverkennbar ist. Wir finden bei ihnen schon alle glänzenden Einzelheiten seiner eigenen Dichtungen, aber um vollendete Werke, wie er zu schaffen, fehlte ihnen seine sittliche Hoheit, sein männlicher und wahrhaftiger Charakter. Denn nur aus einem harmonischen Geiste können harmonische Werke entspringen und noch hat kein wahrhaft großer Dichter gelebt, der nicht zugleich ein großer Mensch gewesen.

In allen Werken der beiden Dichter, für welche ich heute Ihre Nachsicht in Anspruch genommen habe, spiegeln sich neben

[1]) Anspielung auf den Shakespeare'schen Vers: O tyger's heart wrapped in a woman's hide.

ihrer hohen Begabung auch die Mängel ab, die ihnen selbst eigen waren. Sie selbst dachten wohl nicht daran, daß der Ruhm ihrer Werke dauern würde durch die Jahrhunderte, denn zu ihrer Zeit wurden Bühnenstücke noch nicht mitgerechnet zur Poesie, und wer ein rechter Dichter heißen wollte, mußte sich durch lyrische oder epische Dichtungen einen Namen gemacht haben. So finden wir auch in Shakespeare's Dramen nirgends einen bestimmten Hinweis auf ihre voraussichtliche Dauer, während er seinen Sonetten in würdigem Selbstgefühl die Unsterblichkeit prophezeit. Ich kann meinen Vortrag nicht würdiger schließen, als durch Mittheilung eines dieser Prophetenworte des großen Dichters, welches, nachdem es schon die Weihe von drittehalb Jahrhunderten erhalten, sich noch bewähren wird durch alle kommenden Geschlechter.

1.

O wieviel mehr die Schönheit uns erfreut,
Wenn sie der Wahrheit reine Glorie schmückt!
Schön ist die Rose, doch noch mehr entzückt
Der süße Wohlgeruch, den sie uns beut.

Der Blume auch, die uns mit Gifthauch dräut,
Ist Farb' und Form der Schönheit aufgedrückt;
Ganz wie die Rose prangt sie reichgeschmückt,
Wenn sie der Lenz zu üppigem Blühn erneut.

Doch nur ein Schein ist ihre Herrlichkeit,
Und spurlos welkt sie hin im Lauf der Zeit.
Nicht so die Rose: ob sie auch verdorrt,

Nach ihrem Tode lebt ihr Duft noch fort.
Du bist wie eine Rose hold und rein,
Und durch mein Lied sollst Du unsterblich sein.

Dinge in Einklang zu bringen. Handelnd dagegen äußern wir die inneren Regungen des Willens, verwirklichen ihn in Sitte, Staat und Geschichte und beherrschen oder verwenden die Natur nach unserem Sinn. Soll Beides, das Erkennen wie das Handeln, sich auf geisteswürdige Weise vollziehen, so muß die Seele wissen was sie will, so muß ihr schon vor der Verwirklichung das Ziel ihrer Bewegung als der leitende Zweck derselben gegenwärtig sein, und es ist die Phantasie welche dies Bild des Erstrebten erzeugt und damit stets das Denken und Handeln begleitet und durchdringt, es ist die Phantasie welche dann neben die fortwährende Aufgabe des denkenden und sittlichen Geistes die Lösung derselben, die vollbrachte Harmonie des Geistes und der Natur, in der Kunst für die Anschauung hinstellt. Alle großen Entdeckergeister sind phantasievolle Naturen. Denn jede planvolle Beobachtung setzt schon in der Seele eine Ahnung und Vorstellung dessen voraus was sie sucht, sonst ist sie nur ein blindes und zufälliges Tasten, und jedes Experiment ist eine Frage an die Natur, ob sie wohl die Antwort gebe welche die Einbildungskraft des Forschers vermuthet. Eine innere Anschauung zeigt dem Philosophen das Wort für das Räthsel der Welt, und dann sucht er den dialektischen und erfahrungsgemäßen Beweis für die von der Phantasie erfaßte Wahrheit zu gewinnen. Der Handelnde trägt ein Phantasiebild dessen in der Seele das er verwirklichen will, ein Bild der Welt wie sie durch seine Thaten werden soll. Vortrefflich sagt Friedrich Gagern von Napoleon: Gleich dem Riesen Antäus fühlt er sich nur auf festem Boden stark, und er gebraucht seine mächtige Phantasie wie der Vogel der Wüste die Flügel, um nur die Laufbahn schneller, doch ohne den Boden zu verlassen, zurückzulegen. Und wer die Schriften Platon's und Kepler's oder das Leben von Columbus kennt, der wird den großen Antheil der Phantasie an ihrer Thätigkeit und deren Erfolgen würdigen.

Das Erkennen hat zu seiner leiblichen Grundlage die Nerven, welche der Seele die Eindrücke der Außenwelt vermitteln, in den Muskeln hat der Wille die Werkzeuge der Ausführung und Bewegung, aber Nerven und Muskeln müssen durch das innere Vermögen des Organismus geformt, ernährt und erhalten werden. Ich sehe in der Seele selbst diese leibgestaltende Lebenskraft. Sie wirkt nicht ohne die physikalischen und chemischen Gesetze und Kräfte der Natur, noch gegen dieselben, aber sie ordnet und combinirt die materiellen Atome nach eigenem Zweck, und ohne ein solches formbestimmendes Princip ist der vielgegliederte Organismus so wenig zu verstehen, als die Einheit des Lebensgefühls aus der Vielheit der Stoffe, das bleibende Selbstbewußtsein aus dem Wechsel derselben zu erklären. Noch ohne Bewußtsein, aber für das Bewußtsein erbaut sich die Seele den Leib, und die erste Aeußerung ihrer gestaltenden und bildenden Kraft oder das Walten der Phantasie in der Sphäre des Unbewußten haben wir in der Thätigkeit durch welche sie dem inneren Wesen eine ihm entsprechende sichtbare Form in der Körperlichkeit bereitet. Daher denn auch die Macht der Einbildungskraft auf leibliche Zustände, die namentlich auch Heilungen vollbringt, welche so lange für Wunder gelten als man die Wirksamkeit der Phantasie verkennt.

Der Gestaltungstrieb der Seele äußert die inneren Regungen und reagirt gegen die äußeren Eindrücke durch Laut und Geberde, und die Phantasie vermittelt ihr das Selbstbewußtsein, indem sie im Chaos dunkler Gefühle die Empfindungen der Außenwelt von denen des eigenen Zustandes sondert und ihnen eine bestimmte Form gibt; aus den Lichtreizen des Auges entwirft sie die Bilder der Dinge, und indem sie dieselben außer sich versetzt, sich vorstellt, ist die Seele nicht mehr von ihnen bewältigt, sondern erkennt sich als die erzeugende Macht der Bilder, mit denen sie sich umgiebt, und erfaßt sich

gänge: es ist uns leicht zu Muth und wir glauben uns im Fluge durch sonnige Luft über schöne Gegenden hinzuwiegen; ein Blutandrang beängstet uns, und wir meinen daß ein Thier uns verfolge, uns umklammere, ein Alp uns drücke. So übersetzt demnach die Phantasie die Kunde welche wir in der Innigkeit des Gefühls von unseren Zuständen erhalten, in anschauliche und symbolische Formen. Als die der Idee des Schönen geweihte Seelenkraft wirkt sie in der Verschmelzung des Sinnlichen und Geistigen; sie wurzelt im fühlenden Geist um ihn durch das Schöne erregen zu können, das ihm eignet, als solches in ihm erzeugt wird. Wo das Gebilde der Phantasie das Gemüth ergreifen und rühren soll, da muß es dem Gemüthe entsprungen und von dessen Wärme durchdrungen sein. Ewig wahr schallt das Faustische Wort:

Wenn ihr 's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen eurer Hörer zwingt.
Sitzt ihr nur immer, leimt zusammen,
Braut ein Ragout aus Andrer Schmaus,
Und blast die kümmerlichen Flammen
Aus eurem Aschenhäufchen 'raus.
Bewunderung von Kindern und Affen,
Wenn euch darnach der Gaumen steht! —
Doch werdet ihr nie Herz zum Herzen schaffen,
Wenn es nicht euch von Herzen geht.

Wir preisen die Innigkeit der Empfindung in den Zeichnungen eines Malers, wir sehen seine Seele durch die Fingerspitzen den Zug der Linien leiten, er copirt nicht nach Modellen, — wo hätte ein Phidias den Zeus, ein Raphael die Sixtinische Madonna, ein Cornelius die Kassandra, ein Kaulbach die Sage mit Augen gesehen? — sondern aus der Tiefe des Gefühls gestalten sich ihm die Formen. Wie wir auch lautlos in Worten denken, so treibt uns das Gefühl zur ausdrucksvollen Geberde, und wenn wir sie auch körperlich nicht vollziehen, so spiegelt sie sich doch in der anschauenden Seele, und es ist die Phantasie welche der Gemüthsregung eine Form verleiht. Wie dem Träumenden die körperlichen Stimmungen, so verwandeln sich dem Künstler die geistigen in anschauliche Bilder und Vorgänge, und zwar weit weniger durch Reflexion als durch ein unmittelbar organisches Werden, das an die Gestaltung des eigenen Leibes nach Maßgabe der inneren Wesenheit erinnert.

Im Traume vervielfältigt sich das Ich: wir sind zugleich Dichter, Mitspieler, Zuschauer des Drama's das in uns aufgeführt wird. Daß unser geistiges Dasein in der Wechselwirkung mit vielen anderen Persönlichkeiten besteht, die durch ihren Einfluß auf uns, durch ihre Thaten in uns fortleben, das erscheint im Traume, wenn das Denken sich als ein Gespräch Mehrerer entwickelt, wenn eine Schwierigkeit, ein eigener Zweifel zu einem Einwurf wird den wir einem Andern in den Mund legen, durch den wir uns selbst in die Enge treiben. Die Phantasie ist diese Kraft der Selbstvervielfältigung, durch sie versetzen wir uns in die Gemüthslage fremder Personen um dann ihr Thun und Lassen auch von innen heraus organisch zu gestalten. Wir brauchen nicht Alles selbst gesehen oder gehört zu haben, auch das uns von Anderen Ueberlieferte faßt die Einbildungskraft lebhaft auf und macht sich nach der Analogie eigener Anschauungen ein Bild davon.

Der Traum, dieser versteckte Poet in uns, wie Schubert ihn genannt hat, geht über das Gegebene hinaus und bewegt sich frei im Reiche des Möglichen. Er nimmt die Fäden zu seinem Gewebe aus der Wirklichkeit, er verfährt nach den Kategorien des Denkbaren, aber er erfüllt sie mit neuem Inhalt. Die Phantasie ist productiv, sie wiederholt nicht bloß Vorstellungsbilder, sondern bringt sie in nie dagewesene Verflechtungen

und schafft nach ihrem Maße nie gesehene Gestalten. Die wache Phantasie herrscht über die Verbindung der Bilder und prüft sie an der Gesetzlichkeit der Natur und des Geistes; sie ist frei von der Täuschung des Traums; aber je schwungvoller und rascher der Reigen der inneren Anschauungen sich vor ihr bewegt, je reicher deren Fülle, je frischer deren Glanz, desto lebhafter und leichter kann sie ihr Werk vollbringen. Wie aber äußere Eindrücke auf unsere Nerven die Bilder der Phantasie und die Stimmungen der Seele erwecken, so kann auch vom Gemüthe aus die Einbildungskraft erregt und die Energie der Sinneswerkzeuge bestimmt werden, das innere Bild nach außen zu versetzen, so daß wir es außer uns zu sehen und zu hören glauben. Wir bezeichnen dies als Vision. Wir bewundern Shakespeare's Meisterschaft wie er solche Erscheinungen psychologisch motivirt und richtig darstellt, und erinnern an den Ausspruch seines Theseus:

Des Dichters Aug', in holdem Wahnsinn rollend,
Blitzt auf zum Himmel, blitzt zur Erd' hinab,
Und wie die schwangre Phantasie Gebilde
Von unbekannten Dingen ausgebiert,
Gestaltet sie des Dichters Kiel, benennt
Das luft'ge Nichts und gibt ihm festen Wohnsitz.

Wie eng ist uns der Kreis des irdischen Daseins gezogen, wie wenig berührt uns im kurzen Laufe des Lebens! Aber die Phantasie stellt uns in's Freie. In der inneren Bilderwelt webend, rückt sie uns das zeitlich und räumlich Entfernte in die unmittelbare Gegenwart; sie ist der Zaubermantel Faust's, der uns in fremde Länder trägt, sie das Wunschhütlein Fortunat's, das uns in verflossene oder kommende Jahrhunderte versetzt, in Verkehr mit den Heroen des Alterthums bringt oder uns zu Bürgern der Zukunft macht. Sie tröstet uns im Leid, indem sie uns die Gestalten der Freude vorführt, sie mäßigt unsere Lust, in-

dem sie uns des Daseins Schmerz und Ernst enthüllt, sie erhebt uns aus den Schranken der Sinne in die Freiheit des Gedankens. Der Phantasielose ist der langsam kriechenden Raupe oder der starren Puppe gleich, der Phantasiereiche dem beflügelten Schmetterling. Darum mahnt uns der Dichter den Vater zu preisen, den alten, den hohen, der uns die Phantasie verbunden mit Himmelsband.

Alle die andern
Armen Geschlechter
Der kinderreichen
Lebendigen Erde
Wandeln und weiden
In dunklem Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen
Beschränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Nothdurft.
Uns aber hat er
Seine gewandteste
Verzärtelte Tochter,
Freut euch, gegönnt!

Im Tasso hat aber Goethe auch die Gefahren des Phantasielebens geschildert und die zarte, leicht zu überschreitende Grenzlinie gezeichnet, die es vom Wahnsinne scheidet. Wer vorzugsweise in der inneren Bilderwelt lebt wird blind für die äußere Wirklichkeit, spinnt sich in seine Vorstellungen ein und hält sie für das einzig Wahre. Je lebhafter die Phantasiegestalten vor dem Auge des Geistes stehen, desto mehr entrücken sie den Menschen aus der unmittelbaren Gegenwart und ziehen ihn in ihr Reich, daß er alles Andere vergißt und träumend in sie versinkt; und wenn sie nun so lebhaft erscheinen daß der Dichter an ihre Realität glaubt, wenn er ihren Zug nicht mehr

beherrschen kann und das Bewußtsein von ihnen fortgerissen wird, so verliert es sich selbst in ihnen, und es lagert sich die Nacht des Wahnsinns über die Seele, welche dann nur noch der Ort ist wo die Vorstellungen in haltungslosem Taumel auf- und abwogen. Daher die Nothwendigkeit sittlicher Selbstbeherrschung, klarer Verstandesbildung im Studium der Natur oder Geschichte, und einer zur Ordnung leitenden Schule des Lebens für den Künstler. Darum wollen wir mit dem Dichter in Bezug auf die Phantasie sagen: »Begegnet ihr lieblich wie einer Geliebten!« Wenn er aber hinzusetzt: »Laßt ihr die Würde der Frauen im Haus«, so wollen wir solche doch dem sittlichen Selbstbewußtsein, der Vernunft bewahren.

Wie unser Selbst eins ist in der Fülle seiner Lebensacte, so sucht es auch die Einheit in der Mannigfaltigkeit der Dinge, und die Phantasie schlägt die Brücke von der sinnlichen Erscheinung zum Begriff, indem sie die Vorstellungen erzeugt, ein Mittleres und Vermittelndes zwischen dem Gedanken und der Anschauung, indem sie aus den wechselnden und verschiedenen Eindrücken eines und desselben Gegenstandes ein Gesammtbild entwirft oder viele einander ähnliche Dinge unter einem gemeinsamen Bilde verschmilzt, wonach wir sowohl sagen können: dies ist eine Eiche, als auch: die Eiche ist ein Baum; im ersteren Falle stimmt der neue Gegenstand zu dem Bilde das wir aus der Betrachtung vieler Eichen im Unterschiede von Tannen und Buchen gewonnen haben, der zweite Satz weist auf das allgemeine Bild des Baumes hin das auch Tannen und Buchen unter sich befaßt, aber sie von der Staude, vom Stein oder Thier unterscheidet. Gleich der Intelligenz und dem Willen bedarf die Phantasie der Außenwelt, die sie zur Thätigkeit erregt und sich ihr zum Stoffe beut. Aber wie das Denken von den besonderen sinnlichen Erscheinungen zum Gesetz und zur Allgemeinheit des Begriffs sich erhebt, die ihm als solche nicht in der Außenwelt gegeben werden, die es aus

der Tiefe des eigenen Wesens, aus dem Urquell des Geistes erzeugt und sich zum Bewußtsein bringt, wie der Wille die sittlichen Ideen als die Sterne seines Handelns und Strebens in sich selbst trägt und Neues, Besseres und Größeres als das Vorhandene hervorzubringen trachtet, so ist auch die Phantasie ihrem Wesen nach schöpferisch. Das Ideal, die Urgestalt und das Musterblid der Dinge, der volle Ausdruck ewiger Wesenheit in sinnenfälligen Formen, ist für sie was der Begriff für die Vernunft, das Gute für den Willen; das Ideal innerlich anzuschauen und äußerlich darzustellen ist der Zweck in welchem sie ihre Bestimmung erfüllt. Aber auch ihre Freiheit ist nicht Gesetzlosigkeit. Wo sie vom Verstande sich löst oder Naturwidriges bildet, da verirrt sie sich in die haltungslose Willkür, die wir Phantasterei nennen. Die ächte Phantasie sieht in der Natur die Gestaltung der Gedanken Gottes und weiß den eignen Schöpfungen dadurch Objectivität, Lebenswahrheit zu geben daß sie dieselben gemäß den Formen der Wirklichkeit bildet.

In der Phantasie offenbart sich hauptsächlich der Verklärungstrieb der Seele oder die Sehnsucht und das Streben nach dem Vollkommenen, nach dem Unendlichen als dem in sich Vollendeten. Weil der Geist göttlicher Abkunft ist und die göttliche Wesenheit in ihm wohnt und wirkt, genügt ihm nicht das Stückwerk oder das Endliche, und was die Anschauung ihm bietet, nimmt er zum Anlaß um sich über sie zu erheben. Mythisch drückt Platon dies mit der Wendung aus daß die Seele durch den Anblick einzelner schöner Gegenstände an die Ideen derselben als die Musterbilder der Dinge erinnert werde, die sie in einem früheren himmlischen Leben geschaut habe, und demgemäß singt Michel Angelo in einem seiner Sonnette: »nichts Sterbliches habe er gesehen, als ihm die heiteren Augensterne der Vittoria Colonna aufgetaucht, sondern die Seele habe sich zur Urgestalt emporgeschwungen«.

Der Mensch ist Idealist von Haus aus. Aus dem Glauben an das Ideal fließt der Reiz der Jugendzeit, stammt die Begeisterung und die Kraft des Mannes an der Fortbildung der Menschheit zu arbeiten, über das Gegebene zum Bessern hinanzustreben. Schon das Kind sieht in der Fußbank den Wagen mit dem es fahren will, und reitet die vom Zaun geschnittene Gerte als sein Pferd, und es ist ganz verkehrt und einsichtslos diesen schaffenden Trieb des Knaben durch realistisch zurechtgemachtes Spielzeug ersetzen zu wollen, oder die Mädchen in der Puppenküche bei Spiritus nach Recepten wirklich kochen zu lassen. Wir alle haben den Hang das was wir erfahren, in der Erinnerung und Erzählung zu vergrößern und auszuschmücken; das ist kein verwerfliches Lügen, vielmehr eine Nothwendigkeit, wenn durch die Mittheilung der Eindruck des Erlebten gemacht werden soll, da wir nie die ganze Breite des wirklichen Geschehens wiedergeben können und nach den bedeutenden Zügen suchen müssen, die wir dann so verstärken und verbinden daß ein Ersatz für das Ubergangene und Weggelassene geboten wird. Der Zug zum Großen und Schönen liegt im Gemüth, und die Phantasie giebt ihm am leichtesten Befriedigung. Aus der Anschauung vieler gleichartiger, einander ergänzender Gegenstände macht sie ein Bild, das die Bruchstücke zum organischen Ganzen verbindet. Weil sie selber Idee ist, weil die göttlichen Gedanken in ihr reflectiren, deshalb nimmt die Seele aus sich selbst was der mangelhaften Erscheinung fehlt; »alle Dinge sind durch göttliche Imagination entstanden und stehen noch in solcher Geburt und Regiment«, sagen wir mit Jakob Böhme; der göttlichen Phantasie gesellt sich die menschliche und läßt was die Dinge an sich sind, das ewige Wesen derselben durch ihre Form auch für die Anschauung Anderer voll und klar zu Tage treten.

Wenn die Seele der jugendlichen Menschheit durch Natureindrücke, durch sittliche Lebenserfahrungen veranlaßt wird die

Idee des Göttlichen in sich zum Bewußtsein zu bringen, so ist es die Phantasie welche dieser Idee in der Verknüpfung mit jenen Eindrücken Gestalt giebt, die Mythologie ist der phantasievolle Ausdruck der religiösen Wahrheit und geht deren Offenbarung durch That und Gedanke voraus. Die Anfänge des Großen sind klein und bleiben unbeachtet, aber in der Kindheit der großen Männer und Völker müssen doch die Keime und Anlässe ihrer Thaten und Geschicke gelegen haben; es ist die Phantasie die nun aus dem Gegebenen und Gegenwärtigen das Vergangene und Vergessene wieder herstellt und in der Sage eine poetische Philosophie der Geschichte erzeugt, das Wesen und die Bestimmung der Männer und Völker in einzelnen strahlenden Bildern darstellt, wobei sie das Wunderbare liebt, als ob sie sagen wollte daß sie sich nicht an das prosaische Fürwahrhalten, sondern an die phantasievolle Auffassung, an den poetischen Glauben wendet. Ja mitten im geschichtlichen Leben erhält sich dies Wirken der Einbildungskraft, jede mächtige That setzt das Gemüth in begeisterten Schwung, daß es der in ihr waltenden Idee einen dichterischen Ausdruck gebe, die Wirklichkeit so darstelle daß in ihr die weltgeschichtliche Bedeutung hervorleuchte. So war es in Griechenland, so während der Kreuzzüge; aber bis in die Gegenwart herein sehen wir wie die Volksphantasie die Breite und Fülle der Begebenheiten zu großen Einzelzügen zusammendichtet, die ihr nun die innere Anschauung der Ereignisse versinnlichen. Die historische Kritik weist nach daß weder Napoleon bei Arcole die Fahne zum Sturm der Brücke ergriff, noch daß seine alten Soldaten bei Waterloo mit dem Ausruf Stand hielten: »die Garde ergiebt sich nicht, sie stirbt«. Und doch behaupten diese Sagen ihre ideale Wahrheit: der junge Held war wirklich der siegreiche Bannerträger und Führer der ganzen Nation, und seine Krieger sind wirklich für ihn in den Tod gegangen.

Die idealbildende Phantasie, das sehen wir auch hier, ist

nicht eine besondere Gabe einzelner Bevorzugter, sondern eine allgemein menschliche, und der Künstler macht sie nur zum leitenden tonangebenden Princip des Geistes. Läge das Ideal nicht in jedem Gemüth, so könnte es durch die Kunst nicht erweckt werden; der Genuß und das Verständniß derselben ist ja doch nichts anderes als daß wir sie in uns nacherzeugen. Künstler ist wer ein Idealbild der Phantasie nicht bloß innerlich hervorzubringen, sondern es auch zu äußern, gegenständlich zu machen vermag, so daß er es Anderen zur Anschauung bringt und diese dadurch zu seinem eigenen Gefühl erhebt.

Wenn große Künstler alter und neuer Zeit von der Entstehung ihrer Werke reden, so bekennen sie aus eigener Erfahrung, wie jene sowohl eine That ihres selbst bewußten, besonnenen, erwägenden Denkens als auch ein unfreiwilliges Ereigniß sind, das ihnen wird, wie Eingebung, Begeisterung, Offenbarung dem selbstkräftigen Sinnen und Erfinden, dem prüfenden Erwägen vorangehen oder es begleiten. So preist Homer den Gesang als ein Geschenk der Muse, die dem Dichter Alles der Wahrheit gemäß enthüllt, ja es ist Zeus selbst der das Wort den empfindsamen Menschen eingibt und so wie er will sie begeistert; der Sänger singt wie das Herz ihm erweckt wird. Gerade so will Schillers Graf von Habsburg dem Sänger nicht gebieten, denn

Er steht in des höheren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt,
Und wecket der dunklern Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.

Oder Goethe sagt:

In ganz gemeinen Dingen
Hängt viel von Wahl und Wollen ab, das Höchste
Was uns begegnet, kommt man weiß nicht woher.

Es kommt frei von den Göttern herab, sagt Schiller; wir sollen und können den Holzstoß bereiten, der zündende Funken muß vom Himmel zucken.

Im ersten Buch Mosis beruft Jehova selber den Bezaleel und erfüllt ihn mit dem Geist Gottes, mit Einsicht und Geschicklichkeit für künstlerische Arbeit in Silber, Gold und Erz; und als Haydn die Töne vernahm durch die er das Hervorbrechen des Lichtes dargestellt, da rief er mit ausgebreiteten Armen und lauter Stimme: »Das kommt nicht von mir, das kommt von oben!« »Verleihe Fülle des Gesangs aus meinem Geist!« betet Pindar zur Muse; das Lied ist zugleich die süße Frucht seines Gemüths und das Geschenk der Gottheit. Bei allem Ringen und Streben sind die großen Gedanken nichts das wir ertrotzen können, wir vermögen nur unser Herz ihnen zum fruchtbaren Boden zu bereiten; unser Geist wird selber durch sie erleuchtet, wenn sie in ihm auftauchen. Es gilt der Goethe'sche Vers:

Ja das ist das rechte Gleis,
Daß man nicht weiß,
Wenn man denkt,
Daß man denkt,
Alles ist wie geschenkt.

So schreibt auch Mozart: »Wenn ich recht für mich bin und guter Dinge, etwa auf Reisen im Wagen oder nach guter Mahlzeit beim Spazieren oder in der Nacht, wenn ich nicht schlafen kann, da kommen mir die Gedanken strömweis und am besten. Woher und wie, das weiß ich nicht, kann auch

nichts dazu. Die mir nun gefallen die behalte ich im Kopfe und summe sie auch wohl vor mir hin. Halte ich das nun fest, so kommt mir bald eins nach dem andern bei, wozu so ein Brocken zu gebrauchen wäre um eine Pastete daraus zu machen, nach Contrapunkt, nach Klang der verschiedenen Instrumente et caetera. Das erhitzt mir nun die Seele, da wird es immer größer, und ich breite es immer weiter und heller aus«.

Es muß zur guten Stunde eine Idee oder ein Gegenstand auf die verwandte Stimmung der Seele treffen; auch wenn wir nach Stoffen für künstlerische Darstellung suchen, werden wir nur solche finden für welche die Eigenthümlichkeit unseres Gemüths bereitet ist, andere werden uns unverständlich bleiben, wir werden damit nichts zu machen wissen; und wenn uns eine Aufgabe zu Theil wird, so müssen für dieselbe Berührungs- und Anknüpfungspunkte in unserer Natur vorhanden sein, damit dieselbe zum Magnet werden könne, der eine Fülle von Anschauungen an sich heranzieht, ein Krystallisationsmittelpunkt der Bilder und Ideen. Wo ein solches Centrum für ein Werk nicht vorhanden ist, da kann es nur äußerlich zusammengeflickt werden, da kann es nicht organisch in der Seele und aus der Seele erwachsen. Das ächte Kunstwerk aber ist ein Organismus, und dieser wird nicht von außen aus fertigen Bestandstücken zusammengesetzt, sondern die Einheit ist das Erste, aus der das Mannigfaltige durch Scheidung und Gliederung hervorgeht, die zugleich im Unterschiedenen sich erhält und dadurch Harmonie und Leben wird. Uebereinstimmend hiermit schreibt Schiller an Goethe, daß auch der Dichter mit dem Bewußtlosen beginne, daß ohne eine dunkle, aber mächtige Totalidee, die dem überlegten Arbeiten zuvorgeht, kein Kunstwerk entstehe; die Thätigkeit des Künstlers entfaltet und gestaltet was in der Totalidee als im Keime liegt. Das Gewahrwerden derselben im eigenen Gefühl nennt Schiller eine

musikalische Gemüthsstimmung, sehr bezeichnend in so fern in einer solchen die Sache nach ihrem ganzen Gehalt und Werth, aber noch nicht ausgesprochen in Bild und Wort empfunden wird. Ein Musikstück wird dann in Folge der Töne nach und nach entwickelt; seine künstlerische Weihestimmung vergleicht aber Mozart mit der Anschauung eines Gemäldes; er meint das Ganze mit einem Geistesblick zu umspannen, seine beste Composition geht in ihm vor wie in einem schönstarken Traum, er hört das Werk nicht wie es nachher gehört wird, eins nach dem andern, sondern Alles zugleich, er überblickt das Musikstück im Geist auf einmal wie ein Bild oder einen hübschen Menschen.

Solche Augenblicke geistiger Schöpferfreude kann der Mensch nicht hergebieten, er muß ihrer warten. In der Begeisterung fühlt er sich aus den Engen und Rücksichten des gewöhnlichen Daseins befreit und in sein eigenes wahres Sein erhöht, er fühlt sich von einer höheren Macht beherrscht, und doch ist sie ihm nichts Fremdes, vielmehr kommt durch sie sein eigenes innerstes Wesen zu Tage. Bacchus, der Gott des Weins, ist zugleich der Gott künstlerischer Weihe und Begeisterung, und Hafis preist vor der Nüchternheit den Rausch als die selige Selbstvergessenheit, in welcher der Geist das Licht der Offenbarung empfange. Platon aber nennt die Dichter Sprecher der Götter, im Besitz dessen der Jeden besitzt, und redet von einem heiligen Wahnsinn der Seher und Sänger; wer ohne die Begeisterung der Musen in den Vorhallen der Poesie sich einfindet, meinend, es genüge schon Kunst allein ein Dichter zu werden, ein solcher sei selbst ungeweiht, und seine, des Verständigen, Dichtung werde von der des Begeisterten verdunkelt.

Die Kunst bedarf der göttlichen Begeisterung, weil sie nicht Nachahmung der Natur, sondern Nachahmung Gottes ist, Neuschöpfung, Ideengestaltung, die den Erscheinungen der

Welt weniger ihr Abbild als ihr Urbild zur Seite stellt. Von der Nothwendigkeit einer Kraft Gottes im Menschen spricht auch ein Dichter, den man gewiß nicht eines falschen Mysticismus beschuldigen wird; Goethe äußert zu Eckermann: Wenn man die Leute reden hört, so sollte man fast glauben Gott habe sich ganz in die Stille zurückgezogen und der Mensch wäre bloß auf eigene Füße gestellt und müsse sehen wie er ohne Gott und sein tägliches unsichtbares Anhauchen zurechtkomme. In religiösen und moralischen Dingen giebt man noch allenfalls eine göttliche Einwirkung zu, allein in Dingen der Wissenschaft und Kunst glaubt man es sei lauter Irdisches und nichts weiter als ein Product rein menschlicher Kräfte. Versuche es aber doch nur Einer und bringe mit menschlichem Wollen und menschlichen Kräften etwas hervor das den Schöpfungen die den Namen Mozart, Raphael und Shakespeare tragen, sich an die Seite setzen lasse!

Ich habe dies aus den Mittheilungen, welche uns große Künstler aller Zeiten über ihre innere Erfahrung machen, hier angeführt, um die Thatsache selbst erfahrungsmäßig festzustellen; ich erbitte mir noch Ihre Aufmerksamkeit für die Frage: Wie ist diese Begeisterung, diese göttliche Einwirkung zu erklären? Sie ist es nicht auf dem Wege des dualistischen Deismus, der Gott und Menschen trennt, eine Kluft zwischen ihnen befestigt und keine Brücke zwischen ihnen schlagen, nur einen Stoß von außen annehmen kann. Er redet von Offenbarung, aber er sagt dann selbst, daß sie etwas Uebernatürliches, Abnormes, daß sie ein Wunder, also unerklärbar und gesetzlos sei. Die Ideale sind aber das innerlich Eigenste des Künstlers, worin er gerade seine Specialität hat, und er vernimmt keine Ansprache von außen, sondern ein Aufgehen in der Tiefe des Gemüths, und es bewährt sich hier der Gedanke Giordano Bruno's, daß Gott uns innerlicher sei als wir selbst. Eben so wenig reicht der Pantheismus aus, da er Gott und

Welt vereinerleit, da sein Gott Selbstbewußtsein und Willen entbehrt und aufgelöst in die Vielheit der Dinge nur in so fern etwas von sich weiß als der Mensch, ein Glied seines Lebens, ihn denkt. Aber die Verwirklichung von Zwecken und zusammenstimmenden Gesetzen in Natur und Geschichte weisen auf einen zwecksetzenden Geist hin, die Unendlichkeit würde als solche gar nicht existiren, wenn sie nicht sich selbst erfassende Einheit wäre, und wie sollte aus dem Bewußt- und Liebelosen Erkenntniß und Liebe kommen? So ergiebt sich auch hier daß wir Pantheismus und Deismus überwinden, den Mangel des einen durch das Recht des andern zur vollen Wahrheit ergänzen und Gott fassen müssen als den allgegenwärtigen Lebensgrund aller Dinge, der ihrer und seiner selbst mächtig ist, als die alldurchdringende Seele der Welt und das ewige Ich, in welchem die einzelnen Seelen wie die Gedanken in unserem Gemüth geboren werden, als den Geist, der sein Wesen in der Schöpfung offenbart wie der Künstler im Werk, der in Allem waltet und über Allem Er Selbst bleibt, der Quell und das Meer aller Lebensströme, Freiheit und Liebe. Daß diese Gottesanschauung im Gemüthe der Dichter vorhanden, wenn auch nicht philosophisch begründet war, habe ich durch eine Sammlung alter und neuer Dichterstimmen des Orients und Occidents im Erbauungsbuche für Denkende dargethan. Sie wird als die christliche erklärt durch Paulus, wenn er sagt: Von Gott, durch Gott, zu Gott alle Dinge; in ihm leben, weben und sind wir; wir sind seines Geschlechts; oder durch Johannes, wenn er das Wort, in welchem Gott sein eigenes Wesen ausspricht, den Lebensgrund aller Dinge und das Licht der Menschen nennt. Halten wir hieran fest, so wird uns die göttliche Begeisterung erklärlich und verständlich als Gabe an uns nicht von außen, sondern von innen, ein Empfinden des alldurchwaltenden Geistes in den Tiefen unserer Seele, ein Aufleuchten seiner Ideen in unserem Bewußtsein, ein Theilhaben

unserer Phantasie an den Urbildern seines Gemüths; er ist ja nicht ferne von uns, sondern in uns, und unser wahres Wesen ist er, das allgemeine Wesen.

All unser Erkennen geschieht unter Mitwirkung des göttlichen Geistes, denn es vollzieht sich nach Normen, die es sich nicht selber giebt, die es erst durch das logische Studium kennen lernt, die aber in unserm Denken walten wie das Gesetz der Blattstellung in der Pflanze; die Außenwelt bietet uns keine fertigen Begriffe dar, sie regt uns nur an daß wir dieselben aus der Tiefe des eigenen Geistes schöpfen und hervorbilden, und wenn nun die gefundene Wahrheit nicht unsere Erfindung, sondern ein allgemeines Gut und ein objectiv Wesentliches ist, so war ihre Quelle auch nicht bloß die unsere, sondern die allgemeine Vernunft, der göttliche Logos, der auch in uns vorhanden. Daß wir die Gegenstände der Erfahrung als endliche bezeichnen, können wir nur insofern wir sie vom Unendlichen unterscheiden; die Idee desselben muß also in uns vorhanden sein, eine Mitgift und ein Siegel des wirklichen Unendlichen in unserer Seele; die Seele entsteht in ihm, und es offenbart sich ihr als das allgemeine Wesen, das auch das ihre ist. Ferner ist jeder große Gedanke nicht ein Errechnetes oder Errechenbares, ein Erzeugniß willkürlicher Reflexion, sondern wie von selbst und unmittelbar bricht er im Geiste hervor und leuchtet uns ein, so daß wir ihn wie einen Einfall oder eine Offenbarung bezeichnen, die uns zu Theil geworden.

Wie die Idee des Unendlichen in unserm Denken, so ist das Gewissen in unserm Willen gegenwärtig; es ist die Stimme Gottes als des Guten in unserm Gemüth, es ist der Ausdruck der sittlichen Weltordnung in unserer Seele, und wenn wir unser Thun nicht nach ihr richten, so richtet sie uns. Das Gewissen ist das Band der Geister wie die Schwere das Band der Körperwelt; es ist erhaben über das subjective Belieben des Einzelnen, es ist durch keine Sophisterei auf die Dauer

zu betäuben, es ist das uns durchwaltende Göttliche, das uns mahnend und strafend erfaßt, wenn wir von ihm abweichen, das uns mit seiner Seligkeit beseligt, wenn wir seinen Geist in uns walten lassen und sein Gesetz erfüllen. Und daß zur Ueberwindung der Selbstsucht, zur Wiedergeburt des Willens die göttliche Gnade mitwirkt, ist die auf der sittlichen Erfahrung ruhende Lehre des Christenthums. Wird unser Wille für Hohes und Heiliges begeistert, so ist dies in ihm, nicht außer ihm, und doch ist es auch über ihm.

Wir stehen leiblich im Naturganzen, freibeweglich, ein Mittelpunkt eigenen Empfindens und Wollens, aber doch einbegriffen in die elementarischen Kräfte und unter ihrem Einfluß; unser Leben zeigt in regelmäßigem Wechsel bald das Vorwiegen der individuellen Selbständigkeit im Wachen, bald die Rückkehr in den Mutterschooß der Natur und das Vorwalten ihrer allgemeinen Bildungsthätigkeit im Schlaf. Sollte es in geistiger Beziehung anders sein? Im freien Forschen, im besonnenen Handeln, im bewußten Bilden zeigt sich unsere eigene Kraft. Auf dem Weg der Wahrheit und der Tugend wirkt sie einträchtig zusammen mit dem göttlichen Geist, wir nehmen die Vernunft der Welt in uns auf und wandeln auf der Bahn der Vorsehung. Aber wie wir im Irrthum und in der Sünde uns von der allgemeinen Vernunft und der sittlichen Weltordnung lösen, in der Willkür des Denkens und Handelns unsere Eigenmacht und Freiheit bekundend, wie der Wille selbstsüchtig gegen das Göttliche und Gute sich richten kann, so greift das ewige und allgemeine Denken und Wollen, der göttliche Geist auch über den endlichen herrschend hinüber, bethätigt sich in ihm, hält in ihm inneres Gericht oder erfreut ihn mit seinem Frieden, und enthüllt ihm Ideen seiner Vernunft, Bilder seiner urbildlichen Schöpferkraft. Offenbarung ist demnach das Mächtigwerden und sich Bezeugen des allgemeinen Geistes im Einzelnen. Gott ist das Princip un-

seres Seins, wir leben in ihm und er lebt in uns, darum können uns seine Gedanken im Innersten unseres Gemüthes aufgehen, und das ist immer der Fall, wo etwas Neues, Großes und Allgemeines in's Bewußtsein tritt, und unser, ja der Menschheit Bewußtsein erweitert und erhöht. Es ist nicht eine Impulsion oder Einsprache von außen, sondern von innen, vom Centrum alles Lebens aus; es ist auch nicht ein mechanisches Mittheilen und fertiges Ueberliefern, sondern wie alles geistige Einwirken die Erregung um dieselben Ideen in uns zu gestalten und zu erfassen die dem einwirkenden Geiste gegenwärtig sind; wir sind seine selbstthätigen Organe. Auch von uns kann einer dem andern seine Gedanken nicht in den Kopf stecken wie Aepfel in einen Sack, den andern aber veranlassen daß er denselben Gedanken auch in seinem Geist erzeuge. Das Verständniß der göttlichen Einwirkung ist des Menschen eigene That, er selber muß sie sich bilden und zum Bewußtsein bringen. In Bezug auf Gott müssen wir uns eben daran erinnern daß er nicht außer der Welt sich auf sich selber zurückzieht und sie sich überläßt, sondern daß er in ihr als der Entfaltung seines eigenen Wirkens und der Ausbreitung seiner eigenen Lebensfülle mit seiner Kraft erhaltend und fortbildend gegenwärtig bleibt. Warum sollte er nicht gleich uns seine Vorstellungen walten lassen und an ihrem Spiele sich ergötzen, dann aber auch wieder sich in eine derselben vertiefen, ihr seinen Inhalt leihen, durch sie der Entwicklung des Ganzen eine bestimmte Richtung geben?

Von Alters her hat man das Einwirken des göttlichen Geistes auf den menschlichen als eine Erleuchtung bezeichnet; es ist ein Klarwerden früher dunkler Begriffe oder Formen, es ist eine Stärkung des menschlichen Auges durch den Isisschleier die göttlichen Züge im Antlitz der Natur zu erkennen, im einzelnen Ereigniß das Gesetz unmittelbar wahrzunehmen. »Du erleuchtest meine Leuchte«, sagt der Psalmist; Goethe gedenkt des inneren Lichtes, bei dessen Scheine er arbeite, und äußert einmal: des Menschen Verdüsterungen und Erleuchtungen machen sein Schicksal. Pindar singt:

Des Tages Kinder was sind wir, was nicht?
Des Schattens Traum sind Menschen;
Aber wo ein Strahl vom Gotte gesandt naht,
Glänzt hellleuchtender Tag dem Mann
Zum anmuthigen Leben.

Alles Klarwerden in unserer Seele beruht nun darauf, daß wir den Zusammenhang oder das Gesetz der Erscheinungen erfassen, daß uns keine spröde Vereinzelung, keine verworrene Masse unbegriffen gegenübersteht, sondern daß wir die eine Idee erkennen, die in dem Vielen ihren Reichthum ausbreitet, in Jedem sich spiegelt. Die Idee aber nennen wir den schöpferischen Gedanken im Geiste Gottes, das Musterbild der Dinge. Dies muß der Künstler als Gestaltungsgrund des Lebens und Princip der Form erblickt haben, wenn er ein allgemein giltiges und zugleich ihm eigenthümliches Werk hervorbringen soll; dies schaut er in der Begeisterung. Die Idee ist das erhabene Schönheitsbild, das nach Cicero's Wort im Geiste des Phidias thronte, auf das hinblickend er seinen Zeus und seine Pallas gestaltete. Naiv schreibt Raphael an Castiglione: Da gute Richter und schöne Weiber selten sind, bediene ich mich einer gewissen Idee die mir vorschwebt; hat diese nun etwas Gutes in der Kunst, ich weiß es nicht, aber ich bemühe mich darum. So erklärte auch Mozart: er halte sich an eine gewisse Idee die ihm in den Sinn komme, und spiele wie diese ihn antreibe. Goethe, der die Frauen für das einzige Gefäß erklärte was den Neueren noch geblieben sei um eine Idealität hineinzugießen, bekennt daß er seine Idee der Weiblichkeit nicht aus der Erfahrung der Wirklichkeit abstrahirt habe, sondern sie sei ihm angeboren oder in ihm entstanden,

ich doch nicht umhin, als den größten und wichtigsten Unterschied zwischen dem Menschen und Thiere die psychische Erscheinungsweise beider voranzustellen. Mag dieses Gebiet sowohl auf Seiten des Menschen, als auf Seiten der Thiere auch noch so dunkel und schwierig sein, so lassen sich doch hier in der Beurtheilung beider begangene Fehler, wie mir däucht, so entschieden nachweisen, daß dadurch der bestehende, tief greifende Unterschied hinreichend klar und festgestellt wird.

Es ist meiner Ansicht nach ganz unmöglich, den Thieren Seelenthätigkeiten, und zwar auch in ganz übereinstimmender qualitativer und quantitativer Art wie bei den Menschen abzustreiten. Die Thiere sind sich ihrer Existenz und ihres körperlichen Daseins und Befindens so gut bewußt wie wir, sie besitzen Bewußtsein. Sie fühlen und empfinden, denken, urtheilen und schließen, sie besitzen einen Willen und bestimmen durch denselben ihre Handlungen und Bewegungen. Die Beobachtung unserer Hausthiere, besonders des Pferdes und vor allen des uns bekanntesten Hundes, ebenso dann auch die des Elephanten, der Affen und zwar vorzüglich jener höchststehenden (obwohl, wie mir nach den mitgetheilten Beobachtungen scheint, bei letzteren in gar keinem viel deutlicherem Grade als bei dem Hunde) lehrt, daß die Thiere jene Fähigkeiten besitzen und sich durch dieselben zu ihren Handlungen leiten lassen. Unter denselben befinden sich solche, die wir bei dem Menschen als aus sogenannt moralischen Vorstellungen entspringend bezeichnen. Die Thiere sind anhänglich, dankbar, treu, gehorsam, gutmüthig, nobel, und auf der andern Seite falsch, widerspenstig, rachsüchtig, zornig, eifersüchtig und tückisch. Ihre Handlungen zeigen oft die größte Ueberlegung, wobei ihnen das Gedächtniß und eine richtige Beurtheilung der Verhältnisse zu Hülfe kommen mußte. Vergebens wird man sich bemühen, solche Handlungen von dem sogenannten Instinct abzuleiten, der ihnen allerdings als

unbewußter Zwang, das Zweckmäßige zu thun, mehr zukommt als dem Menschen.

Allein es verräth eben keinen sehr großen Scharfsinn, wenn man, diese Fähigkeiten der Thiere hervorhebend, behauptet hat, daß sich darin auch die des Menschen erschöpft fänden, dieselben sich bei ihm höchstens nur quantitativ weiter ausgebildet fänden. Es ist kein bloß quantitativer Unterschied, wenn wir behaupten, daß dem Thiere zwar wohl Bewußtsein, aber nur dem Menschen Selbstbewußtsein zukomme, und letzteres als die Fähigkeit und Nothwendigkeit bezeichnen, über sich selbst, die ganze eigene Erscheinungsweise und ihren Zusammenhang mit der übrigen Schöpfung nachzudenken. Ich will und brauche es nicht zu versuchen nachzuweisen, wie daraus die eigensten und wesentlichsten Verhältnisse der menschlichen Erscheinung entspringen, ich will nur behaupten, daß kein Thier, kein Hund, kein Elephant, kein Orang-Outang, Chimpanzé oder sonst eines, jemals eine Spur dieses Nachdenkens über sich selbst und damit über den Zweck seines Daseins und dessen Zusammenhang mit dem Ganzen wahrnehmen läßt, welches die Hauptquelle aller Handlungen des Menschen ist, sowie daß andererseits dieser Charakter dem Menschen in jeder seiner Erscheinungsweisen zukommt, sobald er sich nicht krankhaft entartet zeigt.

Vergebens hat man sich bemüht, diese Behauptung dadurch zu beseitigen, daß man hervorgehoben hat, die Art und Weise, wie Mensch und Thier zu ihren Erkenntnissen und Einsichten gelangten, sei ganz dieselbe; es sei die Erfahrung, und da sei es denn eben nur ein quantitativer Unterschied, ob es ein Thier nur so weit bringe, Gefahren, die ihm drohen, zu vermeiden und Maßregeln zu seiner Sicherheit zu treffen, oder ob der Mensch bis zur Einsicht des Gesetzes des Falles der Körper oder anderer Naturerscheinungen gelange.

Der Weg, auf welchem in beiden Fällen eine Erkenntniß

gewonnen wird, mag immerhin derselbe sein, aber die Motive, welche auf ihn führen, sind generisch von einander verschieden und entspringen aus der qualitativ und nicht bloß quantitativ verschiedenen geistigen Natur des Menschen von der der Thiere. Das Thier sammelt seine Erfahrungen nur zufällig, und seine Erkenntniß erstreckt sich nie weiter als die zufällig dasselbe unmittelbar treffenden Erfahrungen. Der Mensch dagegen sucht die Erfahrung auf und sammelt eigene und fremde zu einem voraus bedachten Zwecke, und dazu bestimmen ihn Gründe, die für das Thier gar nicht erstiren. Es ist dabei auch ganz gleichgültig, wie weit es ihm gelingt und gelingen kann, den letzten Grund und die Ursache der ihn umgebenden Erscheinungen zu ermitteln; der Wunsch, das Bedürfniß, ja die Nothwendigkeit, nach diesem letzten Grunde zu forschen, macht das Charakteristische seiner Natur aus, und davon findet sich bei keinem Thiere auch nur die geringste Spur. —

In gleicher Weise ist es aber auch nicht möglich, den specifisch höheren geistigen Charakter des Menschen dadurch abzuschwächen, daß man sich darauf beruft, daß es Menschen giebt und gäbe, welche von diesem Charakter so wenig oder gar nichts wahrnehmen ließen, daß man sie jedenfalls noch unter die Thiere zu setzen genöthigt sei.

Man hat dabei einmal den kranken und entarteten Menschen, wie er uns im Mikrocephalus, Idioten und Cretin vor Augen tritt, in den Vergleich gezogen. Doch ist der dabei begangene Fehler höchst augenfällig, da diese Unglücklichen eben keine Menschen, sondern Mißbildungen sind, in deren Erscheinung gerade Das das Traurigste ist, daß sie Menschengestalt besitzen, ohne Menschen zu sein. Es ist aber eine allgemeine logische Regel, daß man zwei Dinge nur in der ihnen normal zukommenden Beschaffenheit, nicht das eine verstümmelt und entartet und das andere in seiner eigenthümlichen Vollendung vergleichen kann und darf.

Oder man hat sich auf die Erscheinung des Menschen unter den Esquimaux, Botokuden, Neuseeländern ꝛc. berufen, welche in der That fast in keinem Punkte die der Thiere übertrifft, in manchen hinter derselben zurückbleibt, oder Beispiele von sogenannten wilden Menschen angeführt, die in ihrer Jugend verlassen, verirrt, in Wäldern und Einöden unter Thiere gerathen waren oder sein sollten und hier ganz verwildert, keine Spuren eines höheren Selbstbewußtseins erkennen ließen.

Was diese Beispiele betrifft, so haben wir durch aufmerksame und kenntnißreiche Reisende theils dennoch erfahren, daß sich bei jenen Wilden die entschiedensten Spuren dieses entscheidenden Menschencharakters vorfanden, wie der Glaube an irgend einen, sei es noch so entstellten Gott, als Ursache der auch diesen Menschen unerklärlichen und von ihnen gefürchteten Naturerscheinungen, oder der Glaube an eine Fortdauer nach dem Tode, welcher mit dem Selbstbewußtsein unmittelbar verbunden zu sein scheint. Theils, und das ist wohl das Wichtigste, begeht man bei diesem Vergleich und der Anziehung dieser Beispiele stets den großen Fehler, daß man dabei nur die augenblickliche Wirklichkeit, nicht aber die Möglichkeit und Fähigkeit ins Auge faßt.

Daß bei diesen Völkerstämmen und Individuen der eigenthümliche Menschencharakter nicht ausgebildet und entwickelt ist, darf uns ebensowenig abhalten, ihnen denselben dennoch zuzuschreiben und sie dadurch weit über die Thiere zu erheben, als wir ein neugeborenes Kind deshalb doch wohl nicht aus der Zahl und Reihe der Menschen ausschließen, weil wir auch bei ihm noch keine Spur des Selbstbewußtseins, ja kaum des Bewußtseins überhaupt auftreten sehen. Die Fähigkeit, das Vermögen zu irgend einer Leistung entscheidet, nicht der Grad der Ausbildung, den dieselbe bei Diesem oder Jenem erreicht hat. Wie viele Individuen der sogenannten civilisirten Nationen würden wir unter die Menschen reihen können, wenn

wir den absoluten Maßstab eines Socrates, Plato, Aristoteles, Kopernikus, Keppler und Newton oder Linné, Buffon und Cuvier, oder Homer, Shakespeare und Göthe ꝛc. ꝛc. anlegen wollten. Die Möglichkeit der Entwicklung des Selbstbewußtseins und der allein in ihm begründeten Ideen und Thaten entscheidet über den Menschencharakter. Sie fehlt ebenso entschieden jedem, auch dem civilisirtesten und gebildetesten Thiere, ja ihr Mangel tritt gerade bei diesem am schlagendsten hervor, als wir sie jedem normal und gesund entwickelten Menschen zuschreiben können und müssen. In der Wirklichkeit kann möglicherweise diese Fähigkeit so wenig ausgebildet sein, daß der Mensch dadurch selbst unter das Thier herabgesunken erscheint, dennoch trennt ihn von demselben die ganze Kluft der Civilisation, weil sie sich nur beim Menschen, nie beim Thiere ausbilden kann.

Doch ich werde hier nicht weiter in die Entwicklung dieses fundamentalen Unterschiedes zwischen Mensch und Thier eingehen, als daß ich den Satz ausspreche, daß diese Fähigkeit des Menschen zum Selbstbewußtsein und seine darin begründete qualitativ und quantitativ unendlich höher stehende geistige Natur unbezweifelbar mit der Entwicklung und Ausbildung seines Gehirns zusammenhängt, in welcher er alle Thiere übertrifft.

Man wird diese Behauptung auch dann von der größten Wichtigkeit erachten müssen, wenn man auch nicht die wunderliche Ansicht hegt, daß das in seiner Bildung und seinem Bau so wunderbare Gehirn durch eine zufällige Combination der Materie hervorgerufen sei, sondern, wie ich, die Annahme einer eigenthümlichen und individuellen Ursache oder Kraft für unabweisbar hält, welche den ganzen Körper schafft und baut und ihre psychischen Qualitäten durch das Gehirn offenbart. Ihre Erscheinungsweise wird dann immer unabänderlich an die Materie des Gehirns geknüpft sein, während ihr selbst die

Unabhängigkeit von derselben zukommt, zu deren Annahme uns unser Bewußtsein nöthigt.

Aeltere Beobachter haben geradezu den Satz aussprechen zu können geglaubt, daß das Gehirn des Menschen das aller Thiere an Größe und Gewicht überträfe. In der That ist dieses auch in auffallendster Weise bei der bei Weitem größten Mehrzahl aller und selbst der größeren Thiere der Fall. Denn während das Gehirn des Menschen nur selten und wenig unter 2 Pfd. Zollgewicht oder 1000 Grm. sinkt, in der Regel 2 bis 3 Pfd. und zuweilen selbst 4 Pfd. wiegt, steigt das Gewicht des Hirns selbst der größeren Säugethiere, wie des Ochsen, des Pferdes, des Kameeles ꝛc., nur selten und nur um sehr Weniges über 1 Pfd.; bleibt in der Regel, selbst bei dem Bären, Löwen ꝛc. noch ansehnlich darunter.

Indessen die Untersuchung der größten Säugethiere, wie des Elephanten und der fischartigen, des Wallfisches und der größeren Delphinarten, lehrte, daß dieselben ein absolut schwereres Gehirn besitzen als der Mensch. Man fand das Gehirn des Elephanten 8 bis 10 Pfd. schwer, das des Wallfisches 4 bis 5 Pfd.; das eines 18 Fuß langen Narval 2 Pfd. 30 Loth, und selbst das eines nur 7 Fuß langen Delphin $2^1/_2$ Pfd.

Es lag nahe, dieses Verhältniß in der enormen Körpermasse dieser Thiere für begründet zu erachten und, ohne auf eine weitere Analyse einzugehen, es begreiflich zu finden, daß Thiere von Tausenden von Pfunden am Ende auch ein schwereres Gehirn als der Mensch besäßen, ohne daß diesem dadurch seine Prävalenz beeinträchtigt werde. Man glaubte den Satz aufstellen zu können, es käme nicht sowohl auf die absolute als relative Größe und Schwere des Gehirns zu dem übrigen Körper an, und darin überträfe dann der Mensch alle und namentlich jene ganz großen Thiere.

Wirklich trifft auch dieses wieder in der bei Weitem größten

Mehrzahl der Fälle in hohem Grade ein. Denn während sich das Gewicht des Gehirns des Menschen zu dem seines Körpers im Mittel wie etwa 1 : 35 bis 37 verhält, so fand man dasselbe:

bei dem	Wallfisch	wie	1 : 3300
» »	Ochsen	»	1 : 1000 — 800
» »	Pferde	»	1 : 700 — 400
» »	Elephanten	»	1 : 500
» »	Bär	»	1 : 265
» »	Hunde	»	1 : 250 ꝛc.

Allein fortgesetzte Untersuchungen haben, wie es scheint, auch die Festhaltung dieses Satzes unmöglich gemacht. Gerade unter den kleineren Thieren, und zwar sowohl unter Vögeln als Säugethieren, welche sich zudem nicht besonders durch ihre Intelligenz auszeichnen, scheint ein für das Gehirn noch günstigeres relatives Verhältniß zum Körper sich zu finden als bei dem Menschen. Nach Cuvier verhält sich das Hirngewicht zum Körpergewicht:

bei der	Blaumeise	wie	1 : 12
» »	Schwarzmeise	»	1 : 16
» dem	Zeisig	»	1 : 14
» »	Grünfink	»	1 : 23
» »	Hänfling und Distelfink	»	1 : 24
» »	Sperling	»	1 : 25
» der	Elster, dem Buchfink	»	1 : 27 ꝛc.

Ebenso giebt es einige kleine amerikanische Krall-, Rollschwanz- und Winselaffen, die ein relativ schwereres Gehirn als der Mensch zu besitzen scheinen. Dasselbe verhält sich nach Cuvier zum Körper:

beim	Sajou	wie	1 : 13
»	Saimiri	»	1 : 24
»	Sai	»	1 : 25
»	Uistiti	»	1 : 28.

Auch das relative Hirngewicht verschiedener Thiere, verglichen mit ihren bekannten psychischen Fähigkeiten scheint gegen die Anwendbarkeit des oben erwähnten Satzes zu sprechen, so wie denn z. B. das relative Hirngewicht des Esels fast noch einmal so groß ist als des ihm psychisch so sehr überlegenen Pferdes.

Man erachtet daher heut zu Tage diese Verhältnisse für hinreichend, um die Behauptung auszusprechen, daß die Entwicklung des Gehirns keineswegs als Maßstab für die geistigen Fähigkeiten des Individuums zu betrachten sei, da der Mensch, obwohl unzweifelhaft das geistig am höchsten stehende Wesen, weder das absolut noch relativ schwerste Gehirn besitze.

Indessen verdienen zunächst die obigen über das relative Hirngewicht gemachten Angaben noch keineswegs ein solches Vertrauen, um diese Behauptung aufrecht zu erhalten. Aufmerksame Beobachter, wie z. B. Cuvier, haben schon früher die Bemerkung gemacht, daß die Feststellung des relativen Hirngewichtes einer Thierart eine sehr mißliche Sache ist, weil das Körpergewicht verschiedener Individuen derselben Art, ja selbst desselben Individuums, je nach dem Alter, Geschlecht und Ernährungszustand außerordentlichen Schwankungen unterworfen ist, welche das Hirngewicht auf keine Weise in gleichem Grade theilt. Das relative Hirngewicht des Hundes schwankt z. B. zwischen $^1/_{47}$ und $^1/_{300}$; das der Katze zwischen $^1/_{80}$ und $^1/_{150}$, und auch beim Menschen kommen Schwankungen zwischen $^1/_{22}$ und $^1/_{80}$ vor. Es sind daher außerordentlich große Reihen von Wiegungen erforderlich, um eine einigermaßen sichere Mittelzahl zu erhalten, und kaum sind wir bis jetzt im Besitze einer solchen für den Menschen und noch viel weniger für irgend ein Thier. Dieses gilt namentlich auch für die oben genannten kleinen Affen. Dieselben sind, so viel in der Literatur bekannt, bis jetzt erst ein einziges Mal und zwar von Daubenton gewogen und die Resultate von Buffon mitgetheilt worden. Bedenkt man nun, daß diese Thiere in Paris im Pflanzengarten, und

wahrscheinlich, wie dieses meistens der Fall ist, schwindsüchtig und im höchsten Grade abgemagert starben, so sieht man ein, wie wenig man aus dieser ganz vereinzelt dastehenden Beobachtung schließen kann. Auch jene Angaben über das relative Hirngewicht einiger kleinen Singvögel sind wohl keineswegs noch als zuverlässig zu betrachten, wie daraus hervorgehen mag, daß ich bei Wiederholung solcher Wiegungen jetzt mitten im Winter schon ganz andere Zahlen für mehrere dieser Vögel erhielt, nämlich:

Für	9 Zeisige	$^1/_{26}$
»	8 Finken	$^1/_{32}$
»	11 Sperlinge	$^1/_{36}$
»	1 Blaumeise erhielt ich dagegen auch	$^1/_{14}$
»	1 Schwarzmeise	$^1/_{16}$
»	1 Kohlmeise	$^1/_{19}$

Allein auch ganz abgesehen von diesen gerechten Zweifeln über die bisher gemachten Angaben des relativen Hirngewichtes, und ihre Richtigkeit im Allgemeinen zugegeben, liegen doch noch andere wichtige Gründe vor, welche ihnen keine Beweiskraft gegen die absolut höchste Entwicklung des menschlichen Gehirns als Seelenorgan zugestehen lassen.

Das Gehirn ist nämlich bekanntlich nicht bloß Seelenorgan, sondern auch zugleich Centralorgan für alle unbewußten und ohne Mitwirkung des Bewußtseins oder gar des Selbstbewußtseins erfolgenden Nervenactionen, deren es doch eine große Zahl giebt. Wir sehen letztere sich auch noch im bewußtlosen Zustande, im Schlafe, in der Ohnmacht fortsetzen und auf die Organe des Stoffwechsels und selbst die der Bewegung, die Muskeln, geltend machen. Je mehr wir in der Thierreihe herabsteigen, um so mehr verliert das Gehirn seinen Charakter als Seelenorgan und steigt relativ als Centralorgan der unbewußten Nervenfunctionen. Es kann möglicher Weise bei einem Thiere, bei welchem die Bewegungs-, Bildungs- und Ernäh-

rungsvorgänge sehr lebhaft erfolgen, relativ schwerer sein als bei dem Menschen, ohne daß daraus eine Folgerung auf seine Bedeutung als Seelenorgan gezogen werden kann.

Dieser doppelten Function des Gehirns entspricht aber auch, wenigstens in vielen Beziehungen, eine doppelte Substanzbildung. Jeder, der einmal ein Thiergehirn angesehen und zerschnitten, hat wohl schon die Bemerkung gemacht, daß sich in dem Gehirn zwei verschieden gefärbte Substanzen, eine weiße und eine mehr graue zeigen. Letztere tritt zwar auch im Innern des Gehirns, vorzüglich aber an der Oberfläche desselben, besonders des großen Hirns und dessen beiden sogenannten Hemisphären, die weiße Substanz mehr im Innern und an der untern Hirnfläche auf. Die feinere anatomische Untersuchung hat gelehrt, daß jene, die graue Substanz, vorzugsweise aus Körnchen und kugelförmigen Gebilden und Bläschen, letztere, die weiße, aus höchst feinen und zarten Röhren besteht, wie sie sich in ganz ähnlicher Weise auch in den im Körper sich verbreitenden Nerven finden. Die Kugeln und Bläschen der grauen Substanz stehen höchst wahrscheinlich überall mit diesen Röhren der weißen, so wie unter einander in Verbindung.

Weiter haben nun aber sowohl Beobachtungen beim Menschen, bei Verwundungen und krankhaften Veränderungen, als Versuche bei Thieren den Beweis geliefert, daß unzweifelhaft jene beiden Hemisphären des großen Gehirns und namentlich die graue Substanz als materielle Träger des Bewußtseins und der höheren Seelenfunctionen fungiren, während die Röhren der weißen Substanz die Vermittler, Leiter und Verbindungsglieder zwischen Hirn und Körper und einzelner Hirntheile untereinander sind.

Wenn wir aber nun die vergleichende Anatomie des Hirns mit Rücksicht auf diese beiden Verhältnisse befragen, so erhalten wir die Antwort, daß sich bei keinem Thiere verhältnißmäßig

und wahrscheinlich auch absolut eine so bedeutende Entwicklung der Hemisphären und der grauen Substanz findet als bei dem Menschen.

Auf directe Weise, durch quantitative Bestimmung der grauen Substanz, hat sich dieses freilich bis jetzt noch nicht darthun lassen, allein mehrere Thatsachen beweisen dieses Verhältniß unzweifelhaft. Dahin gehört zunächst die zuerst von Sömmering gemachte Beobachtung, daß der Mensch von allen Thieren die dünnsten Nerven im Verhältniß zu der Masse seines Gehirns besitzt, als Beweis, daß bei ihm die selbstthätige graue Masse des Gehirns überwiegend über die in den Nerven in's Gehirn eintretende weiße Fasermasse entwickelt ist. Dasselbe beweist die von Tiedemann festgestellte Thatsache, daß der Mensch auch das verhältnißmäßig zu der Größe seines Hirns dünnste verlängerte Mark besitzt, insofern auch dieses als das Ensemble der in dem Rumpfe sich verbreitenden weißen Nervenröhren betrachtet werden kann, die in das Gehirn sich fortsetzend, also nur einen relativ kleinen Theil der Gesammthirnmasse ausmachen. — Zu demselben Resultate gelangt man aber auch durch Wägungen des ganzen Rückenmarks, welche ergaben, daß der Mensch das relativ zum Gehirn bei weitem leichteste Rückenmark besitzt. Das Rückenmark des Menschen macht im Mittel nach fremden und eigenen Beobachtungen etwa $1/40$ der Masse des Gehirns aus. Dagegen fand schon Leuret dasselbe bei mehreren Säugethieren $1/4$ bis $1/5$ und bei Vögeln $1/9$. Ich selbst fand es bei Hunden $1/3$ bis $1/4$ und bei jenen kleinen Singvögeln, dem Finken, Zeisig, Sperling, $1/8$ bis $1/10$ von dem Gewicht des Hirns, woraus also die Prävalenz der weißen, mit der psychischen Function direct in keiner Verbindung stehenden Substanz, bei letzteren sehr augenscheinlich hervorgeht.

Auf eine andere, und wie ich glaube, noch entscheidendere Weise wird endlich auch der größere Reichthum des menschlichen Gehirns an grauer Substanz durch das Verhalten der sogenannten Windungen des großen Hirns erwiesen.

Die Oberfläche des Hirns erscheint bei dem Menschen und bei allen höherstehenden Säugethieren nicht glatt, sondern man bemerkt an derselben mehr oder weniger zahlreiche, mehr oder weniger tief eingreifende gewundene Furchen und zwischen denselben befindliche Substanzleisten, sogenannte Windungen. Die vergleichende Anatomie lehrt, daß die Ausbildung dieser Windungen mit der Ausbildung und Entwicklung der Thiere und namentlich auch ihrer Intelligenz steigt. Das Gehirn der Vögel, der Nager, der Beutelthiere, der Zahnlosen entbehrt sie noch ganz oder zeigt nur geringe Spuren derselben, und erst in den höheren Ordnungen der Säugethiere treten sie entwickelter auf. Wenn wir aber hier ihr Verhalten mit dem bei dem Menschen vergleichen, so zeigt es sich, daß kein Thier gleichzeitig so zahlreiche, so tiefe und mannigfaltig angeordnete, asymmetrische Windungen auf beiden Hirnhemisphären besitzt als der Mensch. Zwar haben einzelne, wie z. B. die Cetaceen und unter diesen vorzüglich die Delphine zahlreichere Windungen als der Mensch; allein die Furchen greifen wenig tief, oft kaum einige Linien tief ein, während sie bei dem Menschen an vielen Stellen einen Zoll und darüber eindringen. Bei den Fleischfressern sind die Furchen zwar oft tief, aber bei weitem weniger zahlreich als bei dem Menschen und meist streng symmetrisch auf beiden Seiten. Letzteres ist auch noch bei den Wiederkäuern und Affen, selbst den höchststehenden, der Fall, wo sie zugleich doch auch immer noch weniger zahlreich und tief als bei dem Menschen sind.

Fragen wir aber nach der Bedeutung dieser Hirnbildung, so ist es zunächst leicht einzusehen, daß sie auf eine Vergrößerung der Oberfläche des Hirns zurückläuft. Sollte in dem gegebenen Raume des Schädels das Gehirn eine größere Oberfläche erhalten, als die innere Schädeloberfläche sie darbietet, so

mußte dieselbe in der Art jener Falten und Windungen zusammengelegt werden, und es ist daher klar, daß, je größer deren Zahl, Tiefe und Mannigfaltigkeit ist, die Oberfläche um so größer wird. Jede Windung aber besteht nun wieder aus einer Lamelle oder einem Blatte weißer Substanz, welches von einer grauen Rinde bedeckt ist. Die Windungen sind daher der Ausdruck der Massenbildung der grauen Substanz und ihrer Berührungsfläche mit der weißen. Wenn dieselben daher bei dem Menschen am entwickeltsten unter allen Geschöpfen auftreten, und andererseits die graue Substanz, wie bereits erwähnt, als die selbstthätig wirksame, namentlich in psychologischer Hinsicht erscheint, so ist es klar, daß dem höheren psychischen Standpunkte des Menschen die höhere Entwicklung der Hemisphären seines großen Gehirns und namentlich ihrer Oberfläche in den Windungen entspricht.

So wohl begründet mir indessen auch dieser Schluß und die darauf gestützte Behauptung der Congruenz der materiellen Bildung des Gehirns und der von ihm entwickelten psychischen Erscheinungen zu sein scheint, so will ich doch nicht hinzuzufügen unterlassen, daß sich die Prävalenz des menschlichen Hirns schwerlich auf die genannten Vorzüge beschränkt. Bei ihnen ist noch fast gar keine Rede von den feineren und feinsten Structurverhältnissen, worauf doch wahrscheinlich, wie überall im Organismus, rücksichtlich der dadurch bedingten Erscheinungen das Meiste ankommt. In dieser Hinsicht ist uns der höchst wunderbare Bau des so massenhaften Organs noch so gut wie ganz unbekannt, und nur so viel läßt sich darüber sagen, daß, so viel Wunderbares und Räthselhaftes auch das psychische Leben der Thiere und Menschen darbietet, die Bildung des Hirns noch eben so viele Wunder und Räthsel in sich einschließt. Auch von der chemischen Mischung des Gehirns, von der doch unzweifelhaft seine Functionen eben so sehr abhängig sind, als von seiner Structur und Textur, habe ich Nichts ge-

sagt, weil unsere Kenntnisse in dieser Hinsicht ebenfalls noch zu unvollkommen sind. Zwar will v. Bibra in der chemischen Zusammensetzung des Hirns des Menschen ein auffallendes Vorherrschen des Fettes vor dem der Thiere, sowohl Säugethiere als Vögel, gefunden haben, während bei letzteren der Wassergehalt vorherrscht. Allein wir sind bis jetzt nicht im Stande, dem Fett in dem thierischen Körper eine solche functionelle Bedeutung zu ertheilen, um in seinem größeren Reichthum einen Vorzug des menschlichen Gehirns zu erblicken. So wie der größere Fettgehalt der Muskeln des einen Thieres vor dem anderen diesen keinen functionellen Vorzug in Beziehung auf ihre Bewegungsthätigkeit ertheilt, sondern mehr als zufällig oder durch andere Umstände bedingt erscheint, so könnte es sich auch mit dem Fettgehalt des Gehirns verhalten. Nichts desto weniger ist indessen sicherlich auch eine chemische Bedingung der Vorzüge des menschlichen Gehirns eben so sehr zu erwarten, wie sie mir in Hinsicht seiner Masse und seines anatomischen Baues bereits nachgewiesen zu sein scheint.

Die Einsicht über die Wichtigkeit der Entwicklung des Gehirns für die psychische Dignität des Individuums hat aber auch Veranlassung gegeben, daß man sich schon seit lange zur Feststellung des Verhaltens des ersteren nicht bloß direct an das Hirn, sondern auch an den Behälter desselben, an den Schädel gewendet hat, insofern einmal die in dem Schädel enthaltene Höhle von dem Gehirn ganz erfüllt wird, als sich im Allgemeinen und Ganzen auch die äußere Form wenigstens des das Gehirn enthaltenden Schädeltheiles nach der Größe und Gestalt des Hirns richtet.

In Beziehung auf die directen Messungen der Schädelhöhle will ich hier nur hervorheben, daß die vergleichenden Untersuchungen von Morton und Owen an Schädeln aller Menschenracen und an vielen Schädeln der drei höchststehenden

Affen, nämlich des Gorilla, Chimpanzé und Orang-Outang ergeben haben, daß im Mittel der kleinste Menschenschädel einen noch mehr als noch einmal so großen Kubikinhalt besitzt als der größte Gorilla-Schädel, und selbst der absolut kleinste Menschen-Schädel fast doppelt so groß ist als der absolut größte Gorilla-Schädel.

Sodann hat es sich aber auch ergeben, daß der sogenannte Camper'sche Gesichtswinkel bei dem Menschen-Schädel bei weitem größer als bei allen Thierschädeln ist. Man versteht unter demselben den Winkel, welcher durch zwei grade Linien angegeben wird, von denen die eine von dem äußern Gehörgang zur Basis der Nase, die andere von dem hervorragendsten Theile der Stirn auf die größte Hervorragung des Oberkiefers gezogen wird, wobei der Kopf im Profil betrachtet wird. Die Größe dieses Winkels drückt das Verhältniß der beiden Haupttheile des Schädels, nämlich des das Gehirn umschließenden, und des Gesichts- oder Freßtheils des Schädels aus, und man findet in der That, daß beide in einem umgekehrten Verhältniß zu einander stehen, daß je größer der Hirntheil des Schädels ist, der Gesichtstheil um so mehr zurücktritt und umgekehrt, sowie daß der Gesichtstheil um so mehr hervortritt, je weiter man in der Thierreihe zurückgeht, der Winkel bei den Fischen, Amphibien und Vögeln am kleinsten ist und sich allmälig in der Reihe der Säugethiere, je höher sie intellectuell entwickelt sind, erhebt. Es übersteigt derselbe aber auch bei dem höchstentwickelten Säugethier, bei dem Orang-Outang und Chimpanzé 50° nicht, während er selbst bei dem Neger 65 bis 70° beträgt und bei dem Kaukasier auf 80 bis 85° steigt. Es lassen sich zwar gegen die Anwendung dieses Maßstabes allerlei Zweifel erheben, schon insofern die äußere Configuration des Hirntheiles des Schädels, besonders in der Stirngegend, durch die Entwicklung der hier befindlichen Stirnhöhlen nicht genau der Entwicklung der Schädelhöhle und des in demselben befindlichen Hirnes entspricht; allein im Ganzen ist er auf ein tief eingreifendes Entwicklungsgesetz begründet und entspricht auch so weit der Erfahrung, daß wir seine bedeutende Verschiedenheit sehr wohl als einen Unterschied zwischen dem Menschen und Thiere festhalten können.

Es hängt aber dieser Unterschied im Gesichtswinkel auch auf das Genaueste mit der Entwicklung des sogenannten Zwischenkiefers zusammen, dessen Fehlen bei dem Menschen einst als ein specifischer Unterschied zwischen dem Menschen und Thiere aufgestellt wurde, und für den einst Göthe sich so sehr interessirte. Die genauere Untersuchung hat zwar gelehrt, daß der Zwischenkiefer, als ein zwischen die beiden Oberkiefer eingeschalteter, doppelter und häufig die Schneidezähne tragender Knochen, auch dem menschlichen Schädel nicht fehlt, bei demselben indessen sehr wenig entwickelt ist und sehr frühzeitig mit den Oberkieferknochen gänzlich verschmilzt. Allein eben diese geringe Entwicklung ist doch für den Menschenschädel charakteristisch. Der Zwischenkiefer ist bei allen Thieren viel bedeutender, oft enorm entwickelt, und von seiner Ausbildung vorzüglich hängt das Vortreten der Kiefertheile und des Gesichtstheiles des Schädels und somit die Kleinheit des Gesichtswinkels bei den Thieren ab.

Mit den höheren geistigen Fähigkeiten und der höheren Hirnentwicklung des Menschen steht aber unzweifelhaft eine andere, ihn vor allen Thieren auszeichnende Eigenschaft im genauesten Zusammenhange, die nämlich, daß unstreitig kein Thier durch seine Sinnesorgane eine so mannigfaltige und intensive Wechselwirkung mit der Außenwelt unterhält als der Mensch.

Man hat diesen Satz gewöhnlich so ausgedrückt, daß bei keinem Thiere sämmtliche Sinnesorgane eine so gleichmäßig hohe Entwicklung besäßen als bei dem Menschen, wenn gleich einzelne Thiere in einem oder dem anderen Sinnesorgane den Menschen an Schärfe und Feinheit überträfen. Ich halte die-

uns nicht wirken, weil in unserem Organismus die Vermittelung dazu fehlt; und es wäre möglich, daß dieses bei anderen Organismen der Fall wäre; allein Thatsachen der Beobachtung und des Verhaltens der Thiere, welche darauf hinwiesen, liegen nicht vor; wenigstens ist kein Grund vorhanden, den den Fledermäusen von Spallanzani zugeschriebenen sechsten Sinn anzunehmen, weil sie sich auch geblendet mit größter Sicherheit bewegen; denn der Tastsinn reicht dazu vollkommen aus, und lassen uns blinde Menschen ganz ähnliche Leistungen desselben wahrnehmen.

Wenn wir uns nun daran erinnern, daß die Entwicklung aller uns von der Natur verliehenen Fähigkeiten, also auch die des Selbstbewußtseins und aller in ihm begründeten Vorzüge der menschlichen Natur, nur allein auf dem Wege der Sinneseinwirkungen ermöglicht und verwirklicht wird, so bedarf es keiner weiteren Hinweisung darauf, welchen Vorzug die Natur dem Menschen vor den Thieren in der erwähnten Vielseitigkeit und Entwicklungsfähigkeit seiner Sinnes- und Empfindungsorgane gegeben hat.

Sprache

Von je hat man ferner als einen der auffallendsten Unterschiede zwischen Menschen und Thier den Besitz einer Tonsprache hervorgehoben, welche sich bei Menschen aller Culturgrade, nie aber bei einem Thiere findet, und ich reihe dessen Besprechung hier an, weil die Möglichkeit dieses Besitzes uns wieder auf jenen größten Unterschied zwischen Menschen und Thier, auf unser Selbstbewußtsein, zurückführt. Vergebens hat man sich bemüht den Grund des Nichtsprechens bei den Thieren auf Organisationsunterschiede ihres Kehlkopfes und der anderen Sprachwerkzeuge zurückzuführen und z. B. mit Kamper bei dem Orang-Outang die Gegenwart von zwei unter der Haut gelegenen Luftsäcken am Kehlkopf für das

Hinderniß zum Sprechen gehalten. Die genaueste Berücksichtigung aller bei der Tonerzeugung und Artikulation betheiligten Verhältnisse konnte keine hinreichenden Verschiedenheiten bei den Menschen und den Thieren nachweisen, so wie es denn bekanntlich selbst gelingt, einzelnen Thieren einzelne Worte zu lehren. Nach einer Mittheilung von Leibnitz soll selbst ein Hund bei Meißen gegen dreißig Worte aussprechen gelernt haben. Vielmehr ist es klar, daß die Anwendung einer Tonsprache aus dem Bedürfniß der gegenseitigen Mittheilung und Belehrung, und dieses wieder aus der höheren geistigen Natur des Menschen entsprungen ist. Sie giebt das leichteste und geeignetste Mittel des gegenseitigen Austausches der Gedanken und gewonnenen Erkenntnisse ab. Der Mensch kann eines solchen nicht entbehren, und wo ihm daher das Mittel der Tonsprache dazu, aus irgend einem äußeren oder inneren Grunde abgeschnitten ist, da sehen wir, daß er sich andere Wege der Zeichen- oder Schriftsprache erfunden hat. Da das Thier dieses Bedürfniß nicht hat, so benutzt es auch die sonst gleichwohl in seiner Organisation gelegenen Möglichkeiten nicht dazu, dasselbe zu befriedigen. Das Thier spricht, wie Lordat sehr treffend bemerkt, nicht, weil es Nichts zu sprechen hat. Die geringen Bedürfnisse der gegenseitigen Mittheilung, die sich nur auf die leiblichen Functionen des Nahrungsbedürfnisses, der Sicherheit und des Schutzes gegen drohende Gefahren, der Fortpflanzung u. s. w. beziehen, werden bei ihm auf andere Weise, meist selbst durch Töne befriedigt, aber mit dem Mangel eines höheren Bedürfnisses bleibt auch dessen Befriedigung auf einer niederen Stufe stehen. Der früher einmal geführte Streit, ob die Sprache ein Geschenk der Natur oder eine Erfindung des Menschen sei, entscheidet sich offenbar dahin, daß der Mensch die Stufe seiner geistigen und körperlichen Fähigkeiten, die ihn zur Anwendung und Entwicklung der Tonsprache veranlaßt haben, der Natur verdankt, die Art dieser Anwendung aber

als seine Erfindung, d. h. als ausgehend von seinem bald mehr unbewußten, bald mehr bewußten Willen betrachtet werden muß. Daher ist es begreiflich, daß derselbe Gegenstand, dieselbe Vorstellung, derselbe Begriff in den verschiedenen Sprachen durch ganz verschiedene Worte bezeichnet wird und werden kann, wenn nicht etwa congruente Nebenumstände auf Anwendung eines ähnlichen Lautes geführt haben. Dieser Ursprung und diese Bedingung der Sprache sind der Grund, weshalb man vonjeher in der Sprache und ihrer Ausbildung den Spiegel der geistigen Entwicklungsstufe eines Volkes mit Recht erkannt hat und sie aus diesem Gesichtspunkte beurtheilt.

Einer der am häufigsten besprochenen Unterschiede zwischen dem Menschen und den Thieren ist *der aufrechte Gang* des ersteren. Auch diesen Charakter des Menschen hat man ihm zu rauben gesucht, theils dadurch, daß man behauptet hat, auch mehrere Thiere, namentlich die höheren Affen gingen aufrecht, und seien für diese Stellung ebenso geeignet als der Mensch, theils dadurch, daß man dieselbe auch bei dem Menschen als eine unnatürliche, angelernte bezeichnet hat. Allein sowohl die historische Beleuchtung dieser Frage, als noch mehr die Berücksichtigung des ganzen anatomischen Baues des Menschen, im Vergleich mit dem der Thiere, beweisen auf das Entschiedenste das Gegentheil.

Es ist zwar allerdings richtig, daß der anatomische Bau einige Thiere, wie z. B. die Sohlengänger, unter diesen namentlich den Bären, so wie auch die höher stehenden Affen befähigt, für einige Zeit die aufrechte Stellung anzunehmen; allein die aufmerksamere und freiere Beobachtung dieser Thiere hat gelehrt, daß sie dieses nur ausnahmsweise, bei einzelnen Veranlassungen, im Culturzustande und veranlaßt durch den Menschen thun. Wir wissen sowohl von Reisenden, welche

den Orang-Outang in seiner Heimath beobachtet haben, als von seiner Beobachtung in der Gefangenschaft, daß er sich, sich selbst überlassen, nur auf Bäumen aufhält und sich nur auf diesen und kletternd sicher und leicht bewegt. Den Menschen aber hat man immer, auch in dem rohesten Naturzustande aufrecht gehend gefunden, selbst wenn er sich, durch äußere Umstände veranlaßt, auch in anderen Stellungs- und Bewegungsformen, z. B. im Klettern, eine große Vollkommenheit erworben hatte, wie dieses z. B. bei den sogenannten wild gefundenen Menschen der Fall gewesen sein soll.

Daß dieses aber auch so sein *muß*, geht nun selbst aus einer nur oberflächlichen Betrachtung des Baues des Menschen, vorzüglich seiner Skelett- und Muskelbildung hervor, von der ich hier nur die vorzüglichsten Punkte hervorheben will. Es läßt sich nämlich zunächst leicht zeigen, daß die Unterstützung des Schwerpunktes sowohl des ganzen menschlichen Körpers als seiner einzelnen Theile nur in der aufrechten Stellung gegeben ist, während bei den Thieren gerade das Entgegengesetzte der Fall ist, dieselben daher in der aufrechten Stellung fast immer einer Stütze bedürfen oder vornüber fallen. Das Gewicht des ganzen Körpers wird nämlich in der aufrechten Stellung von den beiden Füßen getragen, indem der Kopf auf der Wirbelsäule, der Rumpf auf den beiden Schenkelköpfen, die Beine in dem Knie- und Fußgelenk so durch die Gelenke und deren Bänder unterstützt sind und getragen werden, daß wesentlich keine Muskelanstrengungen zur Erhaltung dieser Stellung in der Ruhe erforderlich sind, während die zur Erhaltung jeder anderen Körperstellung erforderlichen Muskelkräfte fehlen oder zu schwach entwickelt sind.

Der große und schwere *Kopf* des Menschen, der gegen $^1/_{14}$ seines ganzen Gewichtes ausmacht, ist auf der Wirbelsäule so eingelenkt, daß er auf derselben balancirt. Der Schwerpunkt des Kopfes fällt zwischen die beiden Gelenkfortsätze des

Vincenzo Monti

von

Paul Heyse.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, zu derselben Zeit, wo auch in Deutschland eine geistige Wiedergeburt begann, erwachte der Genius der italiänischen Poesie aus dem langen Schlafe, in welchen ihn das eintönige Glockenspiel der Sonettisten und idyllischen Schäferakademien versenkt hatte. Der politische und sociale Umschwung, der sich damals vollzog, hatte den nächsten Antheil an dieser Erweckung. Aus der langsamen Fäulniß mittelalterlicher Zustände erhob sich das Land zu neuen Lebenshoffnungen. Und während der von Frankreich herüberwehende Geist einer rücksichtslosen Aufklärung zur Reform weltlicher und geistlicher Institutionen drängte, wehrte Giuseppe Parini's edle und strenge Satire dem sittlichen Verderben, das im Gefolge der französischen Cultur die europäische Gesellschaft bedrohte, und in der italiänischen, die sich um viele kleine Fürstenhöfe schaarte, nur allzu leichten Zutritt fand.

Vor der frischen Morgenluft, die damals alle tieferen Geister witterten, mußten die marklosen Traumbilder, die in den poetischen Genossenschaften gespukt hatten, die kranke Sentimentalität der Nachahmer Petrarca's, die witzigen Tändeleien

eines Frugoni, die schwülstige Leerheit Marini's in Kurzem zerstieben. Eine allgemeine Ernüchterung trat ein, eine didaktisch-satirische Reaction gegen das verrottete alte Wesen, die sich freilich zunächst mehr ein negatives Verdienst erwarb, und deren vorwiegende Strenge und Schärfe noch der Grundton ist in den Werken der beiden edelsten Söhne dieser Zeit, Parini und Alfieri.

Ein unschätzbares Glück für die weitere Entfaltung des so gereinigten Nationalgeistes war es daher, daß man sich gleich im Anfange dieser Periode des Insichgehens und Sichbesinnens auf einen Namen zurückbesann, an den sich alle Glorie der ersten klassischen Literaturepoche Italiens anknüpft. Und in der That bedurfte es keines geringeren Namens als des Dante'schen, um dem entnervenden Zauber Petrarca's siegreich die Spitze zu bieten. Auch hier, wie in Deutschland, war es zunächst die Kritik, welche die verschüttete Quelle wieder aufgrub. Aber Gasparo Gozzi, dem Italien Aehnliches zu danken hat, wie Deutschland seinem Lessing, hatte vor diesem die wichtige Gunst der Umstände voraus, daß jenes erhabene Vorbild, auf das er hinwies, ein Sohn Italiens war, während der Bundesgenosse Lessing's im Kampfe gegen die künstlerische Fremdherrschaft in einer Sprache dichtete, die der unsrigen nur in der Wurzel verwandt ist. Es bedurfte einer geraumen Zeit, um zu zeigen, daß Shakespeare dennoch der Unsrige ist. Die Wege, die zu Dante führten, waren in seinem Vaterlande mit leichter Mühe wieder anzubahnen. Denn in der That standen sie, da auch die Sprache nicht wesentlich veraltete, durch alle Jahrhunderte offen, und nur der Ungeschmack und die Frivolität der Epigonen hatten Gras darüber wachsen lassen.

Dem ersten Dichter, der sie wieder betrat, Varano, ist es allerdings anzumerken, wie sein Fuß, durch die schäferlichen Triften der Arkadier verwöhnt, auf den schroffen Pfaden Dante'scher Dichtung nur vorsichtig und mit Mühe sich weiterhilft. Nicht lange aber, so überflügelte ihn ein Jüngerer, ein Formtalent, wie es in der gesammten italiänischen Literatur vielleicht ohne Gleichen dasteht, und zugleich ein trauriger Beweis dafür, daß eine kleine Seele kein härterer Fluch treffen kann, als die Mitgift eines großen Talents, das Schritt für Schritt das Bild der Schwäche und Charakterlosigkeit verewigt.

Man hat mit dem Gegensatz von Talent und Charakter schon vor dem berühmten Signalement, welches Heine seinem Atta Troll mitgab, viel Unfug getrieben. Nach der Periode der Kraftgenies, in welcher wenigstens eine gelinde Zügellosigkeit der Sitten für ein nothwendiges Erbtheil des wahren Talentes galt, kam eine Zeit, in der man sogar über unseren größten Dichter die Achseln zu zucken wagte, weil sein Wandel sich nicht immer im Geleise bürgerlicher Tugend und Wohlanständigkeit bewegt hatte. Die politischen Aufregungen einer jüngeren Vergangenheit schoben die peinliche Frage nach dem Charakter vom Boden der Moral hinweg auf das Gebiet der Parteihändel. Es bedarf, wie mich dünkt, heutzutage keiner langen Verständigung darüber, daß weder das Gericht über die bürgerliche Rechtfertigkeit, noch die Prüfung des politischen Verhaltens vor das Forum der Literaturgeschichte gehöre. Freilich ist ihr der Mensch, der hinter den Werken steht, nicht gleichgültig. Denn eine jede große Wirkung in der Kunst knüpft sich immer an eine große Persönlichkeit. Aber es ist sicherlich verkehrt, wenn der Literarhistoriker bei der Schilderung von Dichtercharakteren von ihrem Privatcharakter ausgeht, am verkehrtesten, wenn er sich zum Sittenrichter aufwirft und den Inhalt ihrer Gesinnungen kritisirt. Ihm kommt es nur zu danach zu forschen, ob diesem Lebensgehalt, den der Dichter offenbart, der Stempel der Wahrhaftigkeit, der Ueberzeugung, der reinen Absicht aufgedrückt ist. Denn in der That rächt sich der Mangel einer solchen Selbstgewißheit, im Guten wie im Schlimmen, sofort auch ästhetisch. Ein Kunstwerk soll ja immer die Frucht einer

gesteigerten Lebenskraft, einer vertiefsten Innerlichkeit sein; und wie eine halbe, zaghaft begangene Sünde doppelt sträflich und widerlich ist, im Leben wie in der Kunst, so wird sich selbst das Gute und Treffliche nur dann zur wahren Schönheit verklären, wenn es eine volle Macht in der Seele des Dichters geworden ist und sich durch die Begeisterung der Ueberzeugung über die prosaische Formlosigkeit der Tugend erhebt.

Vincenzo Monti hat in seinem langen dichterischen Leben sehr verschiedenen Herren gedient; aber dies allein würde uns noch nicht zu dem harten Urtheil über ihn berechtigen, wenn seine Gedichte Zeugniß dafür gäben, daß er jedesmal ein ehrlicher und aufrichtiger Diener gewesen sei. Es ließe sich mit der Beweglichkeit einer reichen Phantasie, vor Allem mit den ungestümen Wandlungen der Weltlage selbst erklären und entschuldigen, daß ihm der Abfall möglich ward von Pius VI. zur Revolution, von ihr zu ihrem großen Bändiger, von diesem, nachdem er alle Hoffnungen Italiens getäuscht hatte, zur Restauration, ja mehr als das, daß er es über sich gewann, in derselben Tonart, in der er Ludwig XVI. gefeiert hatte, seine Mörder zu preisen und bald nach den letzten Festgesängen auf Napoleon seinen Nachfolger in der Lombardei poetisch zu beglückwünschen. Leider aber hören wir in dieser bunten Folge von Melodien, mit denen er das Drama seiner Zeit begleitete, nur selten den vollen Ton des Herzens, der alle Irrthümer des Verstandes vergütet; der Mangel an sittlicher Wärme fröstelt uns aus seinen Schöpfungen an, und so werden seine Gedichte selbst sein Gericht.

Eine verhängnißvolle Fügung war es, daß ein solcher Geist sich gerade der Formen mit glänzender Meisterschaft bedienen mußte, in denen einst die eherne Seele des größten Mannes unter allen italischen Dichtern mit unerbittlicher Majestät über seine Mitwelt gerichtet hatte. Dennoch lag dies

nahe. Es kam wieder eine Zeit, die der Dante'schen darin ähnlich war, daß das Interesse an den Ereignissen des Tages auch die Phantasie des Dichters ausschließlich beschäftigen mußte. Kein Stoff bot sich der Poesie, der Furcht und Mitleid in gleichem Maße hätte erzeugen können, wie die tragischen Schicksale der Gegenwart. Eine neue göttliche Komödie lag in der Luft und schien von dem größten Talent Italiens gleichsam gefordert zu werden. Aber wenn Halbheit und Lüge sich überhaupt in einem Versmaß häßlicher ausnehmen als in einem anderen, so ist sicher die Dante'sche Terzine unter allen Formen diejenige, die sich am schlechtesten mit Apostatenschwäche verträgt. Und als wäre Monti selbst ein Gefühl hiervon erwacht, finden wir auch wirklich, daß er in seinen spätern Jahren dies erhabene Maß nicht mehr zu üben wagt, und jene leichteren, opernhafteren Strophen wählt, die durch ihre musikalische Schmiegsamkeit mit seinem beweglichen Charakter besser in Einklang standen.

Ich kehre jedoch zu jenen Tagen zurück, wo Vincenzo Monti zuerst in Rom auftauchte und über den engen Kreis seiner Gönner hinaus die Augen von ganz Italien auf sich zog. Als ein vierundzwanzigjähriger Abbate war er im Jahre 1778 dem Cardinal Borghese aus Ferrara nach Rom gefolgt. Schon hatte er sich in der Provinz einen Namen gemacht durch Dichtungen, die an Varano's Visionen anknüpfend eine ins Erhabene hinaufstrebende Phantasie und eine Macht über die Form bekundeten, die selbst seine Eltern, schlichte Landleute aus Fusignano, damit aussöhnten, daß sie einen Poeten zum Sohne hatten. Ihm zu Liebe war die große Familie vom Lande weg nach der Hauptstadt der Provinz gezogen, wo Vincenzo Jura studiren sollte. Aber die lateinischen Verse, die er schon im Seminar zu Faenza reichlich gemacht, die italiänischen, die er dort improvisirt hatte, drängten sich zwischen ihn und die Pandekten. Und die Aufnahme, die der junge Abbate in

giöse Stimmung seines Gemüthes, die freilich von dem herben Dante'schen Tiefsinne, dem sie den dichterischen Ausdruck entlehnte, schon damals durch einen starken Beisatz von Weichlichkeit sich weit unterschied. Und so waren die Thränen, die er vor Pius' VI. Reise nach Wien bei der Abschiedsaudienz vergoß, sicher nicht erheuchelt, und die beiden Gesänge auf den »Apostolischen Pilger« kamen aus dem Herzen. Er ahnte damals nicht, daß er je so weit von sich abfallen könne, dies Rom, in dem er sich glücklich fühlte, zu verfluchen, und den

So wie den Wandersmann auf ungewissen
Pfaden der Räuber schädigt, wenn die Flur
Beruhigt schläft in tiefen Finsternissen.

Und doch zeigt dein Gesicht, verwildert nur
Vom räuberischen Sturm der Leidenschaften,
Noch immer deiner alten Schönheit Spur.

Die heil'gen Zeichen deiner Herkunft haften
Noch heut an dir, ja schön und groß geblieben
Bist du noch im Verfall, dem grauenhaften.

Gleich einem alten stolzen Bau, zerrieben
Vom Zahn der Zeit, die Jegliches verschlingt,
Vom Blitz des Himmels räthselhaft beschrieben.

Gefurcht, doch fest und unerschüttert winkt
Der Giebel noch, und harrt mit tausend Wunden,
Bis ihn ein stärkrer Feind zu Falle bringt.

Doch aus dem Schreckensabgrund, drin gebunden
Die sündige Natur sich selbst verlor,
Verführt vom Wahn, vom Rächer überwunden,

Taucht schöner nur die Tugend jetzt empor,
Wie ein Gestirn erglänzt auf dunklem Grunde,
Und macht Die lächeln, die geweint zuvor.

Durch sie wird selbst die finstre Todesstunde
Verklärt und sanft, aus ihrer Fülle träuft
Ein Tropfen Balsam still in jede Wunde.

— — — — — — — — —

(La Bellezza dell' Universo.)

Papst, dessen großes Unternehmen einer Trockenlegung der pontinischen Sümpfe er in einem langen Epos feierte, einen stolzen Dalai Lama zu nennen, der zum Heil der Welt wieder ein armer Fischer werden müsse.

Im Hause des Duca Braschi hatte er, mit dem Titel eines Secretärs, ehrenvolle Aufnahme gefunden. Aber aus der weichen Muße, die er mit anakreontischen Versen, Cantaten auf die Geburt des Dauphin von Frankreich und Aehnlichem ausfüllte, rüttelte ihn eine gewaltige Stimme auf, die damals in Italien nur erst ein widerstrebendes Gehör fand. Alfieri kam nach Rom, und im Hause einer vornehmen Dame hörte ihn Monti seine Virginia vorlesen. Die Frucht des mächtigen Eindrucks war seine erste Tragödie, der Aristodemo.

Ich kann hier den Beweis nicht führen, warum ich dieses Stück, das im Jahre 1787 zu Rom mit großem Erfolg über die Bühne ging, für ein schlechtes Drama halte. Aber zur Erklärung jenes Erfolges muß ich sagen, daß der Zauber des Stils und die volle Melodie des Verses allerdings die rauhe Alfieri'sche Diction weit hinter sich ließen. Daß es überdies dem Dichter an dramatischem Talent durchaus nicht fehlte, zeigt sich in seiner zweiten Tragödie, Galeotto Manfredi, vom Jahre 1788, in der ein sorgfältiges Studium Shakespeare's nicht geringe Früchte trug. Aber die dichterische Anregung, die Monti immer von außen empfing, berührte ihn bald von ganz anderer Seite und er ist zum Drama niemals ernstlich zurückgekehrt.

Seine Stellung in Rom fing eben an, unbehaglich zu werden. An Feinden und Neidern fehlte es dem Hochbegünstigten nicht, eben so wenig wie an Blößen, gegen welche sie ihre Waffen richten konnten. Seine Reizbarkeit verwickelte ihn in heftige poetische Fehden, und von der Energie, mit der er sie führte, mögen einige Sonette Zeugniß geben, in denen er wirklich einmal die Aufgabe löst'e, aus der Gelegenheit ein Gedicht zu machen.

Sie sind überschrieben »Auf den Tod des Judas«. Aber Jedermann in Rom wußte damals, daß Niemand anders unter dem Bilde des Verräthers gemeint sei, als der berühmte Improvisator Gianni, der sich mit Monti auf den Tod verfeindet hatte.

Auf den Tod des Judas.

(1787.)

1.

Das Blutgeld warf er hin, erklomm in Hast
Den Baum und ließ sich in die Schlinge fallen,
Er, der den Herrn verrieth; mit Fäusteballen
Schwankt der erwürgte Leib am starren Ast.

Es röchelte, vom harten Strang umfaßt,
Der Athem noch — ein dumpf und grimmig Lallen;
Jesus verwünscht er und die Schuld vor allen,
Die in die Hölle liefert solchen Gast.

Jetzt macht der Geist sich heulend auf die Flucht.
Gerechtigkeit ergreift ihn, taucht den Finger
Ins Blut am Kreuz, hoch ob der Bergesschlucht,

Schreibt dann das Urtheil an die Stirn dem Jünger,
Das ihn zu ew'gen Weinens Qual verflucht,
Und schleudert ihn hinab zum Höllenzwinger.

2.

Hinab fuhr seine Seele zu den Auen
Des Acheron. Die Erde, die ihn trug,
Erbebt mit Berg und Thal, und Windeszug
Spielt mit dem schwarzen Leichnam hoch im Blauen.

Die Engel, die sich stumm beim Abendthauen
Von Golgatha getrennt in stillem Flug,
Sahn ihn von fern, und um die Augen schlug
Ein Jeder seine Fittige vor Grauen.

Dämonen ziehn indeß den Leib hernieder
Und laden Nächtens auf die flammenrothen
Schultern die Bürde der verruchten Glieder.

So heulend, schnatternd stürmen fort die Boten
Des Styx und bringen seinen Körper wieder
Dem irrenden Gespenst im Thal der Todten.

3.

Als nun das leere leichte Seelenwesen
Neu angethan die Last von Fleisch und Bein,
Stand auf der braunen Stirn mit blut'gem Schein
Das Urtheil der Verdammniß klar zu lesen.

Das Volk ringsum, zur ew'gen Qual erlesen,
Schrickt jäh zusammen, flieht ins Schilf hinein
Längs dem Cocytus, oder taucht sich ein
Tief in die Flut, die niemals rein gewesen.

Er selber floh vor sich, da er's empfand,
Und zähneknirschend, wild von Scham getrieben
Will er die Schrift fortkratzen mit der Hand.

Doch nur noch heller ist sie stehn geblieben,
Denn Gottes Finger hat sie eingebrannt,
Und nicht ein Wort vergeht, das Gott geschrieben.

4.

Ein dröhnendes Getöse ward vernommen,
Das selbst an Satans Ohr betäubend schallt:
Der Heiland war's, mit himmlischer Gewalt
Zu Trutz dem Höllenreich herabgekommen.

Damit der Mensch zum Morde des Tyrannen
Sich aufrafft, rief ein Dritter, schnöd und bissig,
Muß man die Furcht vorm Ew'gen erst ihm bannen.

Dies that mein Stil, so witzig, frei und flüssig,
Wie einst Lucians, der Bosheit schmackhaft machte,
So daß der Mensch ward Gottes überdrüssig.

Da rief ein Vierter schnaubend: Ich vollbrachte
Noch mehr: ich stürzte Gott! — Still schwieg er dann,
Bestürzt verstummt der Kreis und Keiner lachte.

Doch nach der dumpfen Stille, horch! begann
Ein tiefes Murmeln, wie Geräusch der Bronnen,
Die ferne rieseln hört ein Wandersmann,

Wenn Nacht und Schlaf die weite Welt umsponnen.

Diese Proben — die freilich von der rhythmischen Vollendung des Originals und der markigen und dennoch elastischen Fülle des Stils nur einen schwachen Begriff geben können — diese Proben werden genügen, um das ungeheure Aufsehn zu erklären, das die vier ersten Gesänge des Bassvilliana gleich bei ihrem Erscheinen durch ganz Italien erregten. Man glaubte nicht anders, als daß ein neuer Dante aufgestanden sei. Wie sehr dieser Glaube dem großen Florentiner zu nahe trat, läßt sich jetzt, wo die Wirkung des Stoffes durch die Zeit geschwächt worden ist, unschwer schon aus den mitgetheilten Bruchstücken darthun. Es bedarf, wie mich dünkt, nur einer blassen Erinnerung an die göttliche Komödie, um im Gegensatz zu ihr diesen Versen eine gewisse rhetorische Aeußerlichkeit anzumerken. Parini zwar hat vollkommen Recht, wenn er von Monti sagte: »Er droht immer zu fallen mit der Erhabenheit seines Fluges, und doch fällt er niemals.« Aber die Kühnheit dieses Schwunges wird nur dadurch möglich, daß der Dichter eigentlich nirgends auf festem Boden steht, sondern

seine Luftgestalten in einem Sturm großer Worte und aufgebauschter Empfindungen zwischen Himmel und Erde dahinjagt. So wird denn die Erhabenheit auf Kosten der plastischen Realität erreicht und während es uns bei Dante so eigen ergreift, daß seine Geister und Schatten der Unterwelt mit der Leiblichkeit durchaus nicht ihre Leidenschaft und heftige Lebenskraft von sich gethan haben, erscheinen uns bei Monti auch die lebenden Menschen schattenhaft. Dante's Gespenster sind, wenn der gemeine Ausdruck erlaubt ist, immer ganze Kerle. Monti's Helden, selbst ein Napoleon, werden fast zu Gespenstern verflüchtigt. Man fühlt überall, daß er ein moderner Poet ist, dem mit der derben Glaubenskraft des dreizehnten Jahrhunderts auf religiösem Gebiete selbst die Fähigkeit abhanden gekommen ist, an die Geschöpfe seiner eigenen Phantasie zu glauben.

Und wie übel es vollends um das politische Glaubensbekenntniß stand, das in der Bassvilliana niedergelegt war, sollte sich bald genug offenbaren. Im fünften Gesange blieb der Dichter stecken. Es ist charakteristisch für ihn, daß er auch von seinen späteren großen lyrischen Epopöen keine einzige vollendet hat; denn, wie er selbst bekannte, die Weltgeschichte ging rascher vorwärts, als er dichten konnte, und da er keinen festen Inhalt in sich selbst besaß, keinen unerschütterlichen Kern in seiner Natur, sondern dem Wandel der Dinge blindlings folgte, so wurde er von den Ereignissen überholt, und hätte seine Dichtungen in anderm Sinne endigen müssen, als er sie angefangen.

Wir können es ihm jedoch nicht ins Gewissen schieben, daß er bei dem Umschlag der Stimmung in Italien zu Gunsten der Republik den glänzenden Illusionen, die so Viele theilten, nicht widerstanden hat, und die einzelnen Züge der Schwäche, denen wir auch hier begegnen, dürfen uns nicht verführen, seinen Herzensantheil an den neuen Hoffnungen und Täu-

schungen zu läugnen. Marmont, der nach dem Vertrag von Tolentino mit Briefen Bonaparte's an den Papst nach Rom kam, suchte beflissen die Freundschaft des berühmten Dichters und bewog ihn, in seiner Gesellschaft die Rückreise nach Florenz anzutreten. Ob es damit seine Richtigkeit hatte, daß Monti's Gesundheit eine »Luftveränderung« wünschen ließ, oder ob die Besorgniß allein, von den neuen Republikanern in Rom wegen der Bassvilliana zur Verantwortung gezogen zu werden, ihm den Schutz des Mächtigen willkommen machte, mag ich nicht entscheiden. Wie auch immer Furcht und Eitelkeit mitgewirkt haben mögen, es scheint mir durchaus mit Monti's geistiger Anlage zu stimmen, daß er in gutem Ernst eine Wiederkehr antiker Zustände der Freiheit für sein Vaterland herbeiwünschte und Bonaparte als den politischen Heiland Italiens begrüßte. Als er im Jahre 1797 seinen Prometheus, ein großangelegtes Gedicht, in dem eine Fülle von poetischer Kraft an einen völlig vergriffenen Plan verschwendet ist, dem Bürger Napoleon Bonaparte widmete, sprachen die Worte der Dedication, so enkomiastisch sie klingen mögen, gewiß seine Ueberzeugung aus:

»Dem wunderbarsten Krieger der neueren Geschichte naht die berühmteste Gestalt der alten Mythologie. Möge es Ihnen gefallen, Bürger General, sie freundlich zu empfangen, und es wird Ihnen klar werden, in wie vieler Hinsicht die Tugenden des unglücklichen Prometheus mit denen des glücklichen Bonaparte verwandt sind. In glühender Eifersucht auf die Unumschränktheit des Himmels, dem auch er entstammte, kämpfte er lange mit Muth und List gegen den Despotismus des Zeus, und seine freie Gesinnung war die stete Geißel der verschworenen Aristokraten des Olymps. Nicht anders haben Sie den Despoten der Erde die Stirn geboten, darin allein von Prometheus unterschieden, daß er unterlag, Sie als Sieger hervorgingen. Auf den Rath der Themis und mit Hülfe der Pallas

flößte er den Menschen das himmlische Feuer ein; Sie haben in den Völkern das Feuer der Freiheit angefacht, gemäß den hohen und edlen Absichten der mächtigsten Regierung der Welt. Er ward der Wohlthäter des Menschengeschlechts, welches Zeus durch das verhängnißvolle Geschenk der Pandora in Elend versenkt hatte, und Sie wurden der Wohlthäter der im Schlamme der Knechtschaft versunkenen Völker, indem Sie ihnen zu ihren natürlichen Rechten wieder verhalfen und durch den Arm Ihrer unbesieglichen Legionen Ihre empörten Feinde zwangen, die schon zur Genüge mit Blut, Thränen und Verbrechen besudelte Erde in Ruhe zu lassen. Jener brachte Künste, Weisheit und Gerechtigkeit den Menschen und ward so ihr zweiter Schöpfer; Sie sind dasselbe vom größten Theil Europa's geworden, indem Sie ihm weise Gesetze gaben und es durch die großen Eingebungen Ihres Genies und Ihrer tiefen Ideen zu den erhabenen Gefühlen der Freiheit entflammten. Jener, mit einem Wort, erweckte die Natur zu neuem Leben; und Ihnen danken auch wir ein neues Leben wir unterdrückten aber nicht niedrigen Italiener, indem Sie uns zu einer neuen Moral erhoben und unsere verlorene Vernunft uns zurückgaben« u. s. w.

Bonaparte wußte den Werth einer so unbedingten Hingabe zu schätzen und ernannte, nachdem er die cisalpinische Republik gegründet hatte, den Dichter zum Secretär im Ministerium der Ausw. Angel. zu Mailand. Wir gelangen hier zu der traurigsten Zeit seines Lebens. Daß der Sänger der Bassvilliana in der Lombardei unter den fanatischen Republikanern scheel angesehen war, daß er das Bedürfniß fühlte, auch dichterisch ein offnes Zeugniß für seine veränderten Gesinnungen abzulegen, ist nicht zu verwundern. Aber selbst seine eifrigsten Vertheidiger müssen vor der schmählichen Art, wie er seine Vergangenheit aus dem Gedächtniß der Welt zu tilgen suchte, erröthen und verstummen.

Im Juli des Jahres 1797 stand in der Zeitschrift il

gen droht, erhebt sich als Retter auf einem diamantnen Thron eine Art Gottheit, die ihren belebenden Odem in alle Wesen strömen läßt. Die Hohlheit und poetische Nichtigkeit dieser apokalyptischen Phantasmagorie erweckt nur das tiefste Bedauern über solche Verirrung eines solchen Talents. Alles warme Blut, alles Feuer der Seele ist aus diesen Haupt- und Staatspoemen verschwunden, und wo einmal menschliche Figuren auftreten, wie in dem Barden des Schwarzwaldes, der u. A. die Einnahme der Festung Ulm poetisch verherrlicht, sind sie durch ihre verblasene Sentimentalität vollends unerträglich.

Napoleon fiel, und Monti's Prometheus, der Fragment geblieben war, hätte wohl einen Schluß erhalten können, von dem der Dichter sich beim Beginne des Gedichts nichts träumen ließ: der buon Titano ward an den einsamen Felsen ge-

das folgende Sonett der oben erwähnten Stelle überlegen; aber es zeugt nur von neuem dafür, wie der Dichter vor der charakteristischen Wirklichkeit politischer Verhältnisse immer in abstract übertreibende Allgemeinheiten zu flüchten liebte.

An England.

(180.?)

Licht weigre dir die Sonne, Frucht das Land,
Arglist'ge, die von Klipp' und Tang umschlungen
Auf Diebeswegen bis zum Thron gedrungen
Und kämpft, des Judas Waffen in der Hand.

Schmiedesse des Verraths, aus deren Brand
Europa's Noth und Irrsal stets entsprungen,
Dir kommt die Zeit noch der Erniedrigungen,
Zerschmettert Gott nicht endlich deinen Strand.

Die Hand, in der das Loos von Frankreich ruht,
Zerrauft dein Haar und schließt die Gräuelstätte,
Den Markt, wo man gefeilscht um Menschenblut.

Und Friede wird. Doch du, in deren Kette
Das Meer geseufzt, ergreifst als letztes Gut
Die Angel, die vom Hungertod dich rette.

kettet, wo ihm ein Geier an der Leber fraß. Aber der Historiograph des Königreichs Italien hatte andere Dinge zu thun. Als nach der Restauration die lombardischen Provinzen dem Erzherzog Johann huldigten, dichtete Monti auf höheren Befehl die Cantate il mistico omaggio, die am 15. Mai 1815 im Theater Della Scala zu Mailand aufgeführt wurde. »Es wird Ihnen lieb sein zu hören, schreibt er darüber an einen Freund, daß der Erzherzog in Gegenwart aller Mitglieder des Instituts meiner Cantate ein sehr schmeichelhaftes Lob gespendet hat, indem er unter Anderm sagte: Sie haben nützliche Wahrheiten ausgesprochen, die mir außerordentlich gefallen haben und allen Fürsten, besonders in diesen Zeiten, gefallen müssen. Dies ist die Sprache, die der Kaiser gern hört. Diese Worte, mit Nachdruck geäußert, sind denn auch schon in aller Leute Mund.« — — —

Und als Franz I. im Jahre darauf selbst nach Italien kam, verfaßte Monti ein neues Huldigungsgedicht, die Rückkehr Asträa's; denn die Mythologie war geduldig. Dies aber war das letzte Mal, daß man seine poetische Gefälligkeit in Anspruch nahm. Er sollte dem neuen Regime noch auf einem ganz anderen Felde gute Dienste leisten.

Schon unter Napoleon hatte er in der Beschäftigung mit den Klassikern und Dante Trost gesucht gegen die Drangsal der Zeit und seines eigenen Herzens. Eine vollständige Uebersetzung der Ilias in reimlosen fünffüßigen Jamben war eine der schönsten Früchte dieser Studien. Aber sein eigentlich philologischer Beruf kam hier noch nicht ins Spiel, denn er verstand nicht einmal Griechisch und mußte sich, was den Text betraf, auf seine gelehrteren Freunde verlassen. (Sein Rival Foscolo nennt ihn Gran traduttor dei traduttor d'Omero.) Desto glänzender zeigte sich sein Scharfsinn, seine Belesenheit in der italiänischen Philologie. Wer es weiß, mit welcher Leidenschaft der Italiäner an seiner Sprache hängt, wird es be-

greiflich finden, daß die Verdienste, die sich Monti auf diesem Felde erwarb, in seinem Vaterlande ein gut Theil seiner Charakterfünden aufwiegen. Und die österreichische Regierung wußte dies sehr wohl. Sie wußte, daß nichts geeigneter sei, den Geist der Politik, den die Stürme der letzten 20 Jahre in Italien wach gerüttelt hatten, wieder zu bannen, als die Entzündung eines Streits um die Sprache. Monti hatte sich längst in eine Opposition gebracht zu der berühmten Akademie der Crusca in Florenz, die sich in ihrem Wörterbuche als oberste Instanz in allen kritischen Sprachfällen geberdete. Nun erhielt er den Auftrag, mit offenem Angriff gegen die angemaßte Alleinherrschaft des toscanischen Sprachgenius aufzutreten, und augenblicklich entbrannte eine Fehde, deren Ungestüm die Leidenschaftlichkeit politischer Parteiungen fast überbot. Sehen wir davon ab daß Monti sich auch hier zum Werkzeug erniedrigte, so müssen wir den unerschöpflichen Witz, die Grazie seines Hohns, die Lebendigkeit, mit der er die trockensten Materien zu bewältigen wußte, immer von Neuem anstaunen. Nicht die gelungenste Komödie ist anmuthiger zu lesen, als diese Gespräche, in welchen die Vocabeln, die im Wörterbuche fehlen, weil sie nicht gerade toscanisch sind, mit der drolligsten Personification Beschwerde gegen die Verfasser des Wörterbuchs führen, oder einige der stilistischen Autoritäten des 14. Jahrhunderts aus der Unterwelt heraufsteigen, um über das Unwesen, das mit ihnen getrieben wird, den Kopf zu schütteln. So vollendete Monti die Erneuerung der Sprache, die er in seinen Dichtungen begonnen, auch theoretisch durch grammatische und lexicalische Kritik[1]).

Die letzten Jahre seines Lebens waren traurig genug, um als eine volle Buße für all seine Verirrungen gelten zu können. Er mußte den Gemahl seiner einzigen Tochter, seinen Kampfgenossen gegen die Crusca, den Grafen Giulio Perticari

[1]) Siehe den Anhang.

im besten Flor seiner Kraft begraben. Dürftigkeit und Krankheit suchten ihn heim, und hier bewährten sich die weiblichen Tugenden seines Naturells, Geduld und liebenswürdige Heiterkeit. Auch das ertrug er mit würdiger Resignation, daß die neue romantische Schule, die an die deutsche Literatur anknüpfte, mit der antiken Mythologie völlig brach, und alle Traditionen, die ihm sein langes Leben hindurch heilig gewesen waren, beiseite schob. Ein Gedicht sulla Mitologia, eine Paraphrase des Schiller'schen »die Götter Griechenlands«, war sein Abschied an die Musen. Er starb im Jahre 1827 zu Mailand, nachdem er noch vom Krankenbette aus gegen das ausgesprengte Gerücht, daß er bigott geworden sei, sich in der Zeitung hatte verwahren müssen.

Ich muß bei der Kürze der mir zugemessenen Zeit die mancherlei Betrachtungen, die sich an das Lebensbild dieses großen Talents und seiner Wandlungen knüpfen, meinen Zuhörern selbst überlassen. Nur darauf will ich wenigstens hindeuten, in wie vollkommenem Gegensatz sich die beiden Zeitgenossen Alfieri und Monti gegenüberstehen: dort ein Talent, das seiner kargen Natur durch eine beispiellose Energie des Charakters einen reichen Gewinn abtrotzte, hier ein verschwenderisch ausgestatteter Geist, der durch den Mangel an sittlichem Halt sich selbst und die Nachwelt um die Freude an seinem Reichthum betrog. In seine Hand war es gelegt, ein Werk zu schaffen, wie es in aller Literaturgeschichte ohne Gleichen dagestanden hätte, die Chronik einer Zeit, die in aller Weltgeschichte ihres Gleichen nicht hat. Einem solchen Werke hätte man schon um seines Stoffes willen die nothwendigen Mängel künstlerischer Einheit und Composition gern nachgesehen, ja selbst eine gewisse Ungleichheit der Betrachtung, die mit dem persönlichen Ausreifen des Dichters Hand in Hand gegangen wäre. Und alle Einseitigkeit des Urtheils, der ein Zeitgenosse nicht entrinnen kann, wäre theils durch die Frische

des Miterlebens, theils durch redlichen Willen und Unabhängigkeit der Gesinnung aufgewogen worden. Aber freilich mußte der Dichter, der zum Dante dieser Zeit das Zeug haben sollte, aus noch härterem Holz geschnitzt sein, als der, welcher in florentinischen Parteikämpfen das Schwert der Poesie geschwungen hatte. Dazu reichte der Zuschnitt eines Monti nicht aus. Während Dante's gewaltiges Gedicht Personen und Ereignisse der Vergessenheit entzogen hat, der sie ohne ihn sicher anheimgefallen wären, werden Monti's Werke nur durch die Unvergeßlichkeit der Thaten und Leiden, die sich in ihnen spiegeln, vor einem frühen Untergange geschützt. Denn jenes strenge Wort: »Was nicht durch den Glauben geschieht, ist Sünde«, mag in der praktischen Welt zu hart befunden werden; — in der Welt der Kunst gilt es ohne Einschränkung. Und eine der bittersten Früchte dieser Sünde war es ohne Zweifel für den Dichter, der ein ganzes Leben daran gesetzt hatte, durch die Verewigung Napoleon's sich selbst zu verewigen, daß noch bei seinen Lebzeiten ein Jüngerer, einer der Gründer der neuen Schule, Alessandro Manzoni, durch sein Gedicht auf Napoleon's Tod alle prunkvollen Monti'schen Festgesänge in tiefen Schatten stellte. Um den neuen Geist anzukündigen, der sich nun durch die klassische Schemenwelt Monti's und die romantischen Nebel des Ossian von Cesarotti, dem Leitstern Goethe's folgend in Italien Bahn brach, sei es mir vergönnt, diese Skizze, in der so vielfach der Name Napoleon genannt werden mußte, mit der berühmten Ode Manzoni's zu beschließen, da in Monti's Brust die Kunde von dem Tode seines Titanen keinen Wiederhall zu erwecken vermochte.

Alessandro Manzoni.

Der fünfte Mai 1821.

Er war; so wie bewegungslos,
Nachdem der Mund erblaßte,
Die Hülle lag, uneingedenk,
Welch einen Geist sie faßte,
So steht die Welt wie schlaggelähmt
Bei dieser Kunde still.
Stumm denkt sie an den Todeskampf
Des Einen, Schicksalsvollen,
Und fragt, ob je ein Menschenfuß
Auf ihre blut'gen Schollen
Solch eines Daseins Riesenspur
Von neuem drücken will.

Ihn sah die Mus' im Strahlenglanz
Des Throns und hat geschwiegen,
Und sah ihn, ewig wechselvoll,
Fallen, erstehn, erliegen;
Im Wortgeräusch der Tausende
Blieb ihre Lippe kalt.
Jungfräulich rein vom Sklavenlob
Und nie von Schmähung trunken,
Erhebt sie jetzt sich tief bewegt,
Da solch ein Stern versunken,
Und singt zur Urn' ein Todtenlied,
Das nie vielleicht verhallt.

Vom Alpengrat zum Wüstensand,
Vom Manzanar zum Rheine
Unfehlbar traf sein Wetterschlag
Hart nach des Blitzes Scheine,
Von Scylla bis zum Tanais,
Von dem zu jenem Meer.

sich selbst, und Unrecht an der Versammlung, welche sie daselbst vorfindet. Unrecht an dieser Versammlung, — welche mehr hier sucht, als Unterhaltung und den flüchtigen Reiz der Befriedigung einer Neugierde, welche weiß, daß das Antlitz der Wissenschaft zwar heiter ist, — wie alles Große heiter ist, — aber auch ernst, und die dem ernsten Worte einen ernsten Sinn entgegenbringt. Was aber die Rechtswissenschaft im Besonderen angeht, so hat sie wahrlich nicht Ursache, ihr Haupt tiefer zu tragen, als irgend eine ihrer Schwestern. Denn sie ist die Wissenschaft von Dem, was für alles menschliche Sein die Grundlage bildet, den Boden, auf dem jede höhere Entwickelung erst erwächst. Und wenn es wahr ist, daß die hehren Ideen des Rechtes und der Gerechtigkeit noch nie sich vergebens an die Gemüther gewendet haben, wenn noch immer der Klang ihrer Namen die Herzen höher hat schlagen machen: so möchte man fast verwundert fragen, woher es denn kommt, daß eine Wissenschaft, welche so hohe Güter pflegt, so geringe Gunst genießt. Es wäre eine würdige und dankbare Aufgabe, die Ursachen dieser Erscheinung zu erforschen, und zu versuchen, ob es nicht gelingen wolle, das Wesen und Wirken der Rechtswissenschaft, die Art und Weise und das Ziel ihrer Thätigkeit, dem Verständniß, und damit der Theilnahme, auch des ferner stehenden Publicums zu erschließen. Ich halte diese Aufgabe für schwierig, aber nicht für unlösbar; jedoch ist es nicht meine Absicht, mich in dieser Stunde an die Lösung derselben zu wagen. Für diese Stunde erlaube ich mir, Ihre Aufmerksamkeit auf eine rechtsgeschichtliche Thatsache zu lenken, welche in mehr als einer Beziehung ein allgemeineres Interesse in Anspruch zu nehmen geeignet ist. Es ist dies die Herrschaft, zu welcher das römische Recht in Deutschland gelangt ist. Diese Herrschaft ist nicht etwa eine bloß nominelle oder nur mittelbare; sie ist eine sehr reelle und sehr unmittelbare. In der Mehrzahl der deutschen Staaten wird noch zur Stunde das Corpus

Juris wie ein Gesetzbuch angewendet, und ob eine Stelle aus einer Schrift eines alten römischen Juristen so oder so auszulegen ist, entscheidet über das Schicksal der Prozesse. Zwei Fragen sind es, welche diese Erscheinung hervorruft. Die eine wendet sich an die Vergangenheit; sie will wissen, wie es denn gekommen ist, daß das Recht eines fremden Volkes, eines abgestorbenen Volkes, eines durch lange Jahrhunderte und die tiefsten und eingreifendsten Krisen in dem äußeren und inneren Leben der Menschheit, welche denkbar sind, von uns getrennten Volkes, sich zum Gesetz gemacht hat für unsere lebendige Gegenwart, für Zustände, die mit den römischen Zuständen vielfach kaum einen Berührungspunkt haben, für eine Nation, deren gesammtes Wesen von dem der römischen Nation im tiefsten Grunde verschieden ist. Die zweite Frage wiegt schwerer und greift tiefer. Darf es denn geduldet werden, so muß es Jeden zu fragen drängen, daß Deutschland unter einem fremden Gesetze stehe, ist es nicht ein durchaus verwerflicher und unheilvoller Zustand, daß unserem Volk in fremder Zunge gesagt werde, was ein fremdes Volk für Recht erachtet hat, und muß es daher nicht die heiligste Pflicht Aller sein, die irgendwie zum Handeln berufen sind, dazu zu thun, daß dieser unseelige Zustand ehestens beseitigt werde? Möge mich Ihre Aufmerksamkeit und Ihre Nachsicht begleiten, wenn ich es versuche, diese beiden Fragen in Kürze zu beantworten.

Die Herrschaft des römischen Rechtes in Deutschland schreibt sich nicht von gestern her; sie besteht schon seit Jahrhunderten. Und sie ist keine vereinzelte Thatsache; nicht bloß in Deutschland ist das römische Recht zur Herrschaft gelangt, dasselbe hat seinen Einfluß über das gesammte neuere Europa erstreckt. Es ist dem römischen Volke beschieden gewesen, zwei Mal die Welt zu erobern, ein Mal mit der Gewalt seiner Waffen, das andere Mal mit seinem Rechte. Das römische Volk ist auf keinem anderen geistigen Gebiete orginal und

productiv gewesen, überall sonst hat es nur recipirt und nachgeahmt. Auf dem Gebiete des Rechts hat es die Palme errungen; wie die griechische Kunst allen künftigen Völkern Muster und Lehrerin geworden ist, so das römische Recht. Alles vereinigte sich bei den Römern dazu, um sie zur Cultur des Rechtes in einem eminenten Grade zu befähigen. Und zuerst jener große Sinn, welcher den Römern auch die politische Herrschaft über die alte Welt in die Hand gegeben hat, an dem sich die weicheren Volksmassen, die ihnen entgegentraten, zerbrachen, wie Meereswellen am Felsen zerspritzen, jener Sinn, der allein im Stande ist, mit allen Ecken und Rauhheiten und Rohheiten und dem ganzen crassen Egoismus des römischen Wesens zu versöhnen, — seine einzige Poesie, aber auch welch' mächtige Poesie! — jener Sinn, kraft dessen der Einzelne nichts war, und das Ganze Alles, kraft dessen jeder Bürger zu jeder Zeit bereit war, sein Hab und sein Gut, sein Leben und sein Sein hinzugeben, und sich klein zu machen, damit Eines groß sei, der Name des römischen Volkes! Ich sage, dieser Sinn war es, der die Römer auch in eminentem Grade zur Cultur des Rechtes befähigte. Denn auch das Recht besteht nur dadurch, daß das Einzelne sich dem Ganzen unterordnet, der Fall der Rechtsregel, daß der Fall sich nicht beklage, es geschehe ihm Unrecht, wenn die Rechtsregel ihm sagt, dieses sei sein Recht. Denn keine menschliche Weisheit vermag ein Recht zu setzen für den einzelnen Fall als solchen; das Recht wird wirklich nur als Rechtsregel; keine Rechtsregel und kein Recht ist dasselbe. Und wenn der einzelne Fall unter der Rechtsregel leidet, wenn sie seinem wahren Wesen kein Genüge thut, wenn sie ihm sein Recht nicht giebt: so soll er das Unrecht, welches er erduldet, beruhigt hinnehmen zu Ehren des Rechts, wie der Römer freudig starb zu Ehren seines Volkes. Als dieser große Sinn längst aus dem übrigen Leben der Nation verschwunden war, und die entfesselten Leidenschaften des schlechten Egoismus

dem römischen Staate längst kein anderes Heil gelassen hatten, als in der Despotie: da hat er fortgedauert in dem römischen Recht. Wie die Sonne, nachdem sie untergegangen ist, noch den einsamen Berggipfel vergoldet, so durchleuchtet die Zucht, welche das römische Volk groß gemacht hat, in einer zuchtlosen Zeit noch das Recht. Die scharfe und präcise Formulirung der Rechtsregel gegenüber der Unbestimmtheit des im Volke lebenden Rechtsbewußtseins, welches immer nur das Einzelne sieht, und nie das Allgemeine, und in dem sich fortwährend berechtigte Elemente mit unberechtigten mengen, und die rücksichtslose Durchführung der einmal erkannten Rechtsregel, in der etwas anklingt von dem ehernen Tritte der Legionen: das ist eine von den Eigenschaften, — es ist nicht die einzige, — durch welche das römische Recht groß und für alle spätern Zeiten Vorbild und Muster geworden ist. Die Begriffe des römischen Rechts sind hell wie Krystalle, und sie sind scharf wie Krystalle; sie wissen, was sie wollen, und was sie wollen, sind sie ganz; da ist kein Raum für ein Allenfalls – auch so und Wenn – man – will – auch ein – wenig anders. Wesentlich kam dabei den Römern die Neigung zur Abstraction zur Hülfe, welche den römischen Volksgeist überhaupt characterisirt. Dem Griechen erschien das Geistige in concreter Gestalt, deswegen ist sein eigentliches Gebiet die Kunst; die geistige Welt des Römers ist die des Gedankens. Selbst seine Götter sind freilich Personen, aber Personen, in denen die zu Grunde liegende Abstraction nur dünn verhüllt ist. Die griechischen Götter sind vergöttlichte Menschen, mit Fleisch und Bein, mit menschlichem Sinn und menschlichen Leidenschaften; die römischen Götter, sagt Mommsen, vermählten sich nicht und zeugten nicht Kinder, sie wandelten nicht ungesehen unter den Menschen, und bedurften nicht des Nektar. Will man nun noch weiter gehen, so darf man unter den die Römer vorzugsweise zur Cultur des Rechts befähigenden Eigen-

schaften auch die Richtung auf das Nützliche und Praktische aufzählen, die einen ferneren Zug in dem Gemälde des römischen Volkscharacters bildet. Vor allen Dingen aber darf man nicht vergessen, daß das römische Recht nicht auf einmal groß geworden ist. Es liegt eine weite Kluft, und nicht bloß eine Kluft der Jahrhunderte, zwischen seinen ersten Anfängen und seiner höchsten Ausbildung. Es ist die Mission des römischen Volkes gewesen, das geistige Erbe der alten Welt in seiner Hand zu vereinigen, und mit seiner Herrschaft über die fernsten Völker zu verbreiten. Diese Mission ist auch seinem Rechte zu Gute gekommen. Ihr vorzugsweise verdankt es neben seiner Härte seine Milde, neben seiner Strenge seine Freiheit. Denn das ist nun die zweite Eigenschaft, welche die Größe des römischen Rechts ausmacht, daß es, so scharf es seine Rechtsregeln fassen, so rücksichtslos es sie durchführen mag, so lange sie unmodificirt bestehen, immer bereit ist, sie vor jedem neu auftretenden Lebensverhältniß, vor jedem anklopfenden Bedürfniß zu öffnen, und sie so umzugestalten, daß sie den concreten Verhältnissen möglichst gerecht zu werden vermögen. Das römische Recht ist strenge, aber es ist nicht starr, ohne verschwimmend zu sein, ist es flüssig. Es vergißt nie, daß, wenn ohne Rechtsregeln kein Recht ist, die Rechtsregeln doch nie das ganze und wahre Recht sind, sondern nur ein Abbild desselben, das seinem Vorbilde nachstrebt, ohne es jemals vollständig zu erreichen. Aber so oft es von ihnen abweicht, thut es das nie nach einem allgemeinen und unbestimmten Totaleindruck, sondern im klarsten Erkennen sowohl dessen, was sie fordern, als dessen, was ihnen gegenüber zur Geltung gebracht werden soll. Wenn das die Aufgabe alles Rechtes ist, unter allen Umständen feste Regeln zu haben, und doch den Verhältnissen möglichst gemäße, so hat das römische Recht diese Aufgabe gelöst wie kein Recht vor ihm und kein Recht nach ihm.

Ist es mir gelungen, Ihnen mit dieser Schilderung des

römischen Rechts verständlich zu werden, so haben Sie den eigentlichen und letzten Grund der Herrschaft erkannt, zu der es in den Ländern des neueren Europa gelangt ist. Das römische Recht ist dem neueren Europa nicht aufgedrängt worden, nicht das Wort des Gesetzgebers, sein eigener Werth hat ihm die Bahn gebrochen. — Das Gesagte bedarf jedoch einer Ergänzung; es ist nöthig, auch auf die äußere Geschichte der Reception einen Blick zu werfen.

Dieser Blick führt Sie in eine Zeit, welche Ihnen erst vor Kurzem von dieser Stelle aus in treffenden Zügen geschildert worden ist, in jene Zeit des ausgehenden 11. Jahrhunderts, als die abendländische Welt, aus dumpfer Vertiefung in das Jenseits wie aus einem Traume erwachend, sich zur Eroberung des heiligen Grabes anschickte. In jenen selben Jahren gelangte, wird uns berichtet, ein Lehrer an einer der Schulen, welche für jene Zeiten die hohen Schulen waren, an einer schola artium, der zu Bologna, in den Besitz der Justinianischen Rechtsbücher, und diese Thatsache, wie äußerlich sie erscheinen mag, ist der Ursprung der Herrschaft des römischen Rechtes im neueren Europa geworden. Die Justinianischen Rechtsbücher, welche man jetzt das Corpus Juris zu nennen pflegt, sind eine von dem ostgriechischen Kaiser Justinian im Anfange des 6. Jahrhunderts nach Christus verfaßte und als Gesetzbuch publicirte Zusammenstellung von Auszügen aus den Schriften der römischen Juristen und von kaiserlichen Gesetzen, und bilden die bei weitem wichtigste Erkenntnißquelle des römischen Rechts. Auch vor der Zeit, von welcher ich vorhin sprach, war römisches Recht in den Ländern, welche ehemals der römischen Herrschaft unterworfen gewesen waren, angewendet worden. Denn nach der Ansicht des früheren Mittelalters bestimmte sich die Anwendbarkeit eines Rechtes nicht, wie heute, durch die Staats-, sondern durch die Volksangehörigkeit; nicht für einen und denselben Staat kam das gleiche

des absoluten Rechtsgedankens, die geschriebene Vernunft, — so wurde es genannt, — die ratio scripta, die raison écrite. Und dazu war dieses römische Recht aus geschriebenem Buchstaben leicht erkennbar, während das einheimische Recht hauptsächlich als Gewohnheitsrecht bestand, dessen Erforschung oft mit Mühe verbunden war und nicht immer ein sicheres Resultat gewährte. — Dies ist das allen Ländern Gemeinsame in Betreff der Reception des römischen Rechts; im Uebrigen machen sich in den einzelnen noch wesentliche Verschiedenheiten bemerklich. Ich werfe, ehe ich von Deutschland im Besonderen rede, einen kurzen Blick auf England und Frankreich. In England tritt das römische Recht bereits im 12. Jahrhundert auf, wie in den übrigen Ländern Europa's. Aber bald wurde hier die wissenschaftliche Kraft, die in seiner Schule errungen worden war, zur Aufzeichnung des einheimischen Gewohnheitsrechtes verwendet, und schon damit dem Uebergreifen des römischen Rechts ein Damm entgegengesetzt. Das Entscheidende aber war, daß sich seit dem 14. Jahrhundert die Erlernung des Rechts aus den Universitäten zurückzog, und an die bei den in Westminster concentrirten Gerichtshöfen bestehenden Anstalten, die sogenannten inns, überging. Damit war dem römischen Rechte seine Quelle abgegraben; seit dieser Zeit ist es aus England verschwunden, oder hat sich doch nur in sehr vereinzelten Anwendungssphären erhalten. Dauernder ist seine Herrschaft in Frankreich gewesen. Zwar zur eigentlich gesetzlichen Geltung hat das römische Recht es auch hier nicht gebracht, — es ist natürlich nur von Nordfrankreich die Rede. Dem trat eine umfassende Aufzeichnung der einheimischen Gewohnheitsrechte entgegen, welche seit dem 15. Jahrhundert unter königlicher Autorität veranstaltet und als Gesetz publicirt wurde. Aber deswegen war die Anerkennung, die ihm gezollt wurde, kaum eine geringere, und auch was die unmittelbare praktische Geltung angeht, hatte man kein Bedenken, es überall

zur Anwendung zu bringen, wo das einheimische Recht, wie so oft, schwieg. Dagegen ist das römische Recht in Deutschland ganz eigentlich Gesetz geworden, Gesetz, dessen Verletzung Nichtigkeit des Urtheils begründet. Der Grund hiervon ist theils in der politischen Zersplitterung Deutschlands zu suchen, die es verhinderte, daß das einheimische Recht sich dem eindringenden fremden gegenüber in ähnlicher Weise zusammennahm, wie dies in Frankreich, und auch in England, der Fall war, namentlich aber auch in dem Umstande, daß vorzugsweise in Deutschland eine Idee ihre Wirksamkeit äußerte, welche auch im übrigen Europa dazu beigetragen hat, dem römischen Recht die Wege zu ebnen. Dies war die Idee des fortlebenden römischen Kaiserreichs als eines die gesammte Christenheit umfassenden Weltreichs. Diese Idee hatte natürlich für Deutschland, dessen König die römische Kaiserkrone trug, besondere Bedeutung; die Gesetzgebung Justinian's erschien im Lichte dieser Idee als die Gesetzgebung eines Vorfahren des Kaisers am Reiche, und war daher verbindlich wie ein Reichsgesetz, in welchem Sinne denn auch umgekehrt Gesetze von deutschen Kaisern in das Corpus Juris neben Justinian's Gesetze eingerückt worden sind. Doch ist die Anwendung des römischen Rechts in Deutschland eine sehr geringe geblieben, bis auch in Deutschland Universitäten gestiftet wurden, — die erste ist bekanntlich Prag (1348), dann folgten noch in demselben Jahrhundert Wien, Heidelberg, Erfurt, Cöln, im folgenden Leipzig, Rostock Greifswald, Basel, Freiburg, Ingolstadt, Tübingen, — und, was hinzuzufügen ist, bis auch die deutschen Universitäten anfingen, das römische Recht zu lehren, was im Anfang, wo sie sich auf das canonische Recht beschränkten, nicht der Fall war. Aber im Laufe des 15. Jahrhunderts wurde dies anders, und seit dem Anfange des 16. ist die Herrschaft des römischen Rechts in den Gerichtshöfen entschieden. Kein unwesentliches Moment in dieser Entwicklung war auch die dem

neu organisirten kaiserlichen Kammergerichte (1495) ertheilte Instruction, zu richten nach »des Reichs und gemeinen Rechten«, womit zwar nicht bloß das römische Recht, aber doch auch das römische Recht gemeint war, so daß nun jede Prozeßsache in letzter Instanz vor die Regel des römischen Rechts gebracht werden konnte.

In dieser Weise ist es geschehen, daß das Corpus Juris das Gesetzbuch Deutschlands geworden ist, und damit bin ich denn zum zweiten Theil meiner Aufgabe gelangt, zur Beantwortung der Frage, welchen Standpunkt demjenigen gegenüber, was bisher als geschichtliche Thatsache dargestellt worden ist, unser Urtheil einzunehmen hat. Es hat nie an Solchen gefehlt, welche das Eindringen des römischen Rechts nach Deutschland als ein nationales Unglück beklagt, und als Ziel des Strebens bezeichnet haben, daß der frühere Zustand so viel als möglich wiederhergestellt werde. Solcher Auffassung liegt ein Gefühl zu Grunde, welches die vollste Anerkennung verdient, das Gefühl, daß die Ehre und Würde einer Nation es erheische, daß sie nicht unter fremdem Rechte stehe, sondern unter ihrem eigenen. Doch ist zuzusehen, daß man durch dieses an und für sich so berechtigte Gefühl sich nicht die Einsicht verdunkeln, und sich nicht zu Forderungen bestimmen lasse, die mit der Wahrheit der Dinge nicht bestehen. Und um es sogleich hier zu sagen, welches die allein richtige Betrachtung ist: nicht das ist ein Unglück, daß das römische Recht nach Deutschland gekommen ist; das ist ein Segen für Deutschland gewesen, eine Stärkung seiner Kraft, eine Vermehrung seines geistigen Capitals. Wogegen die Opposition erlaubt, und nicht bloß erlaubt, sondern heilige Pflicht ist, das ist, daß das römische Recht in Deutschland als fremdes, unvermittelt mit dem Geiste des deutsches Volkes, bestehe. Es verhält sich mit dem römischen Rechte nicht anders, als mit der gesammten antiken Cultur. Wer leugnet, daß sie über das neuere Europa gekommen ist verjüngend, stärkend, läuternd, erhebend? Aber auch

sie trat dem Einheimischen gegenüber zunächst übermächtig auf, niederwerfend, nicht befruchtend. Wie nun aber das überhaupt die Aufgabe war, welche die Geschichte den modernen Völkern mit dem herrlichen Geschenke setzte, das sie ihnen in der klassischen Bildung zu Theil werden ließ, daß sie das in ihr Wesen gesenkte fremde Element nicht ausschieden, sondern es geistig überwindend und innerlich sich aneignend ihr eigenstes Leben zu höherer Blüthe entfalteten: so verhält es sich auch mit dem römischen Recht. An der Lösung dieser Aufgabe hat das neuere Europa seit der Zeit, wo es zuerst von der antiken Cultur berührt wurde, auf allen Gebieten gearbeitet, in welche dieselbe eingegriffen hat. Auch auf dem Gebiete des Rechtes hat das Streben nach Ausscheidung des Fremden und Abgestorbenen und nach innerlicher Aneignung des wahrhaft Lebendigen nie stille gestanden. Freilich hat sich dasselbe zu verschiedenen Zeiten einmal in verschiedenen Formen und mit einem verschiedenen Grade der Energie, und sodann für die einzelnen Theile des Rechtes mit einem verschiedenen Erfolge geltend gemacht. Diese beiden Punkte sind es, die jetzt zunächst genauer in's Auge zu fassen sind.

Und was zuvörderst den letzteren Punkt angeht, den verschiedenen Erfolg, welchen jenes Streben für die einzelnen Theile des Rechtes gehabt hat, so darf gegenwärtig das römische Recht als beseitigt angesehen werden auf dem Gebiete des eigentlichen Staatsrechtes und des Strafrechtes. Zur Bildung des modernen Staatsrechtes, und namentlich der Grundlage desselben, des Begriffes der Souveränetät, ist es kein unwichtiger Factor geworden; die nähere Entwickelung des deutschen Staatsrechtes ist im Ganzen und Großen eine von dem römischen Rechte unabhängige. Auch wäre ja hier überhaupt eine Möglichkeit der Anwendung nur für die Gesetze der römischen Kaiser, und eigentlich nur der nachconstantinischen, vorhanden gewesen, und dieser Theil des römischen Rechts ist

weit davon entfernt, Antheil an den Vorzügen zu haben, welche dem römischen Rechte im Allgemeinen zukommen. Auch die Pflege und wissenschaftliche Ausbildung des Strafrechtes ist bei den Römern aus Gründen, die hier nicht entwickelt werden können, hinter der des Privatrechts weit zurückgeblieben, und auf der anderen Seite ist das Strafrecht derjenige Theil des Rechts, dem gegenüber Jedermann das empfindlichste Gefühl besitzt. So erklärt es sich, daß sogleich die erste Zeit nach der Reception des römischen Rechts in Deutschland auf dem Gebiete des Strafrechts und des Strafverfahrens eine umfassende nationale Gesetzgebung aufzuweisen hat, die Peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karl V. (1532), deren Inhalt dann freilich in den folgenden Jahrhunderten durch Doctrin und Praxis in der eingreifendsten Weise umgestaltet worden ist, und die selbst in dieser Umgestaltung nur noch in wenigen deutschen Staaten besteht, in den meisten und bedeutendsten durch particulare Gesetzgebung beseitigt worden ist. Was das Verfahren in bürgerlichen Streitigkeiten, den sogenannten Civilprozeß, angeht, so war das Recht desselben in der klassischen Zeit nicht minder fein und reich ausgebildet worden, als das Privatrecht; aber eingreifende Veränderungen, welche der Zeit um Constantin angehören, hatten die für dasselbe von den großen römischen Juristen aufgestellte Theorie bereits für die spätere römische Zeit zum großen Theil unbrauchbar gemacht. In das neuere Europa ist nur das Recht dieser späteren Zeit mit allen seinen vielen und großen Mängeln übergegangen, ist hier früh, viel mehr als das Privatrecht, mit germanischen Elementen durchsetzt worden, hat in Deutschland durch die Reichsgesetzgebung eine neue und umgestaltete Grundlage erhalten, ist aber auch in dieser Gestalt in der neueren Zeit, namentlich unter dem Einflusse des Principes der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, in vielen deutschen Staaten durch Particulargesetzgebung abgeschafft worden. Das eigentliche Gebiet der Größe und Herrschaft des römischen Rechts bildet das Privatrecht, und hier vor Allem die Ordnung der Vermögensverhältnisse, die Abgrenzung des Mein und Dein, und wenn ich jetzt dazu übergehe, die verschiedenen Standpunkte, welche im Laufe der Zeit die deutsche Rechtswissenschaft dem römischen Rechte gegenüber eingenommen hat, kurz zu bezeichnen, so habe ich vorzugsweise das Privatrecht im Auge.

Ich muß sogleich eine lange Zeit zusammenfassen, das 16. 17. und theilweise das 18. Jahrhundert. Die Aufgabe, welche diese Zeit verfolgte, war, das römische Recht für den praktischen Gebrauch einzurichten und zurechtzumachen. Denn begreiflicherweise war es vielfach auch auf dem Gebiete des Privatrechts geradezu unmöglich, das römische Recht ganz fremden Verhältnissen gegenüber in reiner Gestalt zur Anwendung zu bringen. Die Schriftsteller dieser Zeit heißen deswegen auch vorzugsweise die Praktiker. Für die tiefere Erkenntniß des römischen Rechts, für das Eindringen in seinen eigentlichen Geist haben sie verhältnißmäßig wenig geleistet. Als das römische Recht nach Deutschland kam, brachte es bereits eine reiche und sich durch Jahrhunderte erstreckende Litteratur mit, die berühmten Namen des Bartolus und Baldus sind ja auch wohl zu Laienohren gedrungen. Es ist viel weniger das römische Recht selbst, als die von dieser Litteratur verarbeitete Theorie, welche in Deutschland recipirt wurde; gefördert worden ist dieselbe, wie gesagt, in Deutschland in jenen drei Jahrhunderten weniger, als man von so langer Zeit zu erwarten geneigt sein möchte. Der Grund davon ist hauptsächlich in dem Mangel an historischem Sinn zu suchen, an welchem die Wissenschaft dieser Zeit leidet. Wenn es überhaupt wahr ist, daß keine geistige Erscheinung wahrhaft begriffen werden kann ohne Einsicht in ihr Werden, so gilt dieser Satz doppelt für das römische Recht, wie es sich in den Justinianischen Rechtsbüchern darstellt, in denen es uns vielfach nur lückenhaft, vielfach ver-

unstaltet überliefert worden ist. Aber jene Zeit haftete an dieser seiner Erscheinungsform, und verstand es nicht, hinter den Vorhang zu sehen. Zwar hatte das große Ereigniß der Wiederweckung der klassischen Wissenschaften im 15. Jahrhundert auch die Wissenschaft des römischen Rechts in der mächtigsten Weise ergriffen, und ihren Blick auch auf die früheren Entwickelungsphasen des römischen Rechtes gerichtet; aber der Sitz dieser geschichtlichen Bestrebungen ist vorzugsweise Frankreich, Deutschland ist von denselben wenig berührt worden. — Also in wissenschaftlicher Beziehung stehen jene Praktiker nicht hoch; dagegen haben sie sich durch Anerkennung und Geltendmachung des einheimischen Rechts dem römischen gegenüber ein wesentliches Verdienst erworben, ein Verdienst, welches von einer späteren, wissenschaftlich höher stehenden, Zeit nicht immer in gebührender Weise geschätzt worden ist. Freilich ist gerade dieses ihr Verdienst oft in wunderlicher Weise mit ihren Mängeln verwachsen, indem sie nämlich für einen guten deutschen Satz eine Anlehnung in dem römischen Rechte suchen, die sie in demselben nur auf Kosten eines theoretischen Irrthums finden können. Denn so gewaltthätig trat anfangs das römische Recht auf, daß man ihm gegenüber das einheimische Recht nur insofern anerkennen zu dürfen glaubte, als sich nachweisen ließe, daß dasselbe für einzelne Bezirke, Städte, Provinzen, Territorien durch Gesetz oder Gewohnheit festgehalten worden sei. Dagegen wollte man von einem gemeinen deutschen Rechte, d. h. von einem dem römischen Recht ebenbürtigen deutschen Rechte, welches wie dieses in Ermangelung entgegenstehender particularrechtlicher Bestimmungen überall, und im Widerstreitungsfalle vor ihm, zur Anwendung kommen müsse, abgesehen von den Reichsgesetzen, die auf jeden Fall für das Privatrecht sehr wenig bedeuteten, nichts wissen, und so kam es denn eben, daß mancher deutsche Rechtssatz sich unter die Hülle des römischen Rechtes flüchtete, obgleich sie

weit davon entfernt war, ihm zu passen. Doch wurde es auch in dieser Beziehung allmälig besser. Bereits seit dem Ende des 16. Jahrhunderts erkannte man die Möglichkeit auch gemeiner deutscher Rechtsgewohnheiten an, und begnügte sich in Betreff des Beweises derselben auch wohl mit dem Zeugnisse angesehener Rechtsgelehrter; ja seit der Mitte des 17. Jahrhunderts wagte man es wohl gar, die Präsumtion für eine solche gemeine deutsche Rechtsgewohnheit zu stellen, und von jedem, der sie leugne, für ihre Nichtgeltung den Beweis zu fordern. Wesentlich wurde diese Richtung dadurch gekräftigt, daß man nun auch das ältere deutsche Recht zu erforschen anfing, und als eine zwar äußerliche, aber dennoch für die fortschreitende Emancipation des deutschen Rechts bedeutsame Thatsache mag hier noch angeführt werden, daß im Jahre 1706 zuerst auf einer deutschen Universität, in Leipzig, eine Vorlesung über das deutsche Recht als solches gehalten worden ist, während dasselbe bis dahin nur in den Vorlesungen über das römische Recht, den Pandektenvorlesungen, nebenbei abgehandelt worden war.

Der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts gehört eine Thatsache an, von welcher auch die Rechtswissenschaft unmöglich unberührt bleiben konnte; es ist dies die Entwickelung der neueren Philosophie. Das Wesen derselben gegenüber der mittelalterlichen, scholastischen, Philosophie besteht in ihrer Voraussetzungslosigkeit. Sie nimmt nicht die Wahrheit als eine von vorn herein gegebene an, sondern will sie durch freies Denken finden. Dieses mächtige Princip erfaßte auch die Rechtswissenschaft, auch sie versuchte es, durch voraussetzungsloses Denken die Wahrheit, das reine, das absolute Recht, zu gewinnen; man nannte dasselbe das Naturrecht. Der Herrschaft des römischen Rechtes in Deutschland konnte diese Richtung nicht freundlich gesinnt sein, auf dem Felde der wissenschaftlichen Ueberzeugung hat sie ihr wenig Eintrag gethan, um so weni-

ger, als das Recht, welches sie lehrte, vielfach nichts anderes war, als das römische Recht selbst. So wahr ist es, daß die Geschichte eine reichere Quelle der Wahrheit ist, als die individuelle Vernunft; als das Naturrecht sich anschickte, das Recht an sich zu lehren, konnte es nicht gehen ohne den Stab eines historisch gegebenen Rechtes. Womit jedoch nicht gesagt sein soll, daß der individuelle Geist für nichts zu achten sei; denn man darf nicht vergessen, daß der Menschengeist, welcher die Wahrheit erarbeitet, nur in ihm zur Erscheinung kommt, nur in ihm die Menschheit über sich selbst hinaus strebt. Der individuelle Geist repräsentirt das Princip des Fortschritts; freilich wird Vieles als Fortschritt ausgegeben, was kein Besseres ist, oder nicht einmal ein Neues. — Größere Erfolge hat das Naturrecht auf dem praktischen Gebiete errungen. Denn aus ihm, in Verbindung mit der nationalen Opposition, sind die beiden umfassenden Gesetzgebungen hervorgegangen, welche am Ende des vorigen und im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts in den beiden größten deutschen Staaten der formalen Herrschaft des römischen Rechts ein Ende gemacht haben, das Allgemeine Preußische Landrecht (1793) und das Oesterreichische Gesetzbuch (1811), — während die französische Gesetzgebung von 1804 auf dem Gedanken beruht, daß das regenerirte und einige Frankreich auch eines neuen und einigen Rechtes bedürfe, und der bayerische Codex Maximilianeus von 1756 nicht sowohl das geltende Recht beseitigen, als vielmehr demselben nur einen faßlicheren Ausdruck geben will. In der berühmten Cabinetsordre Friedrich des Großen vom 31. December 1746, wodurch in Preußen der gesetzgeberischen Thätigkeit der Anstoß gegeben wurde, die in dem Allgemeinen Landrecht ihren Abschluß gefunden hat, befahl er, »ein deutsches allgemeines Landrecht, welches sich bloß auf die Vernunft und die Landesverfassungen gründet, zu verfertigen.« Wenige Jahre später (1753) legte seine große Gegnerin Maria Theresia Hand an dasselbe

Werk. Auch hier lautete die Weisung dahin: »zwar so viel als möglich das bereits übliche Recht beizubehalten, aber zur Berichtigung und Ergänzung stets auf das allgemeine Recht der Vernunft zurücksehen.« Uebrigens würde man sehr irren, wenn man glauben wollte, daß durch diese Gesetzgebungen das römische Recht, wie dadurch die Herrschaft des Buchstabens des Corpus Juris aufgehoben worden ist, auch seinem materiellen Gehalte nach beseitigt worden sei. Jene Gesetzgebungen waren im Ganzen und Großen nichts Anderes — und keine umfassende Gesetzgebung wird je etwas Anderes sein, — als der Niederschlag der zu ihrer Zeit herrschenden Rechtstheorie, und diese Theorie war durch und durch romanistisch. Am leichtesten überzeugt man sich davon, wenn man einen Blick auf das französische Gesetzbuch wirft, in dem man am ersten ein ganz neues Recht glaubt erwarten zu dürfen; ganze Titel desselben lesen sich wie ein Auszug aus einem Handbuch des römischen Rechts, und sind in der That auch nichts Anderes.

Das Ende des 18. Jahrhunderts brachte die erste französische Revolution, der Rückschlag derselben eine Verjüngung der deutschen Rechtswissenschaft. Das klingt paradox, und ist doch wörtlich wahr. In der ersten französischen Revolution hatte die subjective, das Individuum von allen objectiven Ordnungen loslösende Theorie ihre praktische Vollendung erreicht; das Bild, welches sich in ihr vor den Augen der entsetzten Welt entrollte, enthielt eine furchtbare Lehre. Derselben lieh zuerst in England Edmund Burke sein mächtiges Wort, in Deutschland wurde Carl Friedrich von Savigny der Gründer einer neuen Auffassung der Rechts- und Staatswissenschaft. Bis dahin hatte man das Recht angesehen als die nach Zweckmäßigkeitsgründen mit größerer oder geringerer Weisheit eingerichtete That des Gesetzgebers; Savigny lehrte, daß das Recht nicht durch menschliche Willkür entstehe, daß es nicht gemacht werde, sondern werde, daß es nichts sei, als ein Kleid,

rischen Schule in's Leben getreten war, in den Hintergrund gedrängt. Nachdem diese Idee ihre volle Entfaltung gefunden hatte, mußte er naturgemäß sein Haupt wieder erheben. Dies geschah im Ausgange der Dreißiger und im Anfange der Vierziger Jahre. Anderes wirkte dabei mit; auch hier, wie zu allen Zeiten, wurde die Rechtswissenschaft von den allgemeineren Strömungen des Geistes erfaßt. Zu nennen ist einmal der Einfluß der Hegel'schen Philosophie, die sich tief in das Bewußtsein der Gebildeten gesenkt hatte, dann die zweite französische Revolution und die dadurch in Deutschland hervorgerufenen Verfassungsbestrebungen, endlich in der jüngsten Zeit die das Nationalgefühl auf's Höchste spannenden Ereignisse von 1848. Die durch alles dieses neu geweckte Opposition gegen das römische Recht erzeugte zuerst einen heftigen Streit zwischen sogenannten Romanisten und Germanisten. Jetzt ist derselbe verstummt, und man darf vielleicht sagen, daß unter den Vertretern der deutschen Rechtswissenschaft über die Aufgabe derselben gegenüber dem römischen Recht im Ganzen und Großen Uebereinstimmung herrscht, und sich nur die Ansichten bei den Einzelnen verschieden färben. Die meinige habe ich bereits oben im Allgemeinen bezeichnet; ich erlaube mir zum Schlusse, ihr einen genaueren Ausdruck zu geben.

Wer in heutiger Zeit zur Pflege des römischen Rechtes berufen ist, dem liegt ein schweres Amt ob, und es wird einst Rechenschaft von ihm gefordert werden, wie er dasselbe verwaltet hat. Er muß Freund und Feind des römischen Rechts zugleich sein; er muß es bekämpfen und doch seine schirmende Hand über dasselbe halten. Er muß eingedenk sein, daß er der Vergangenheit in gleicher Weise dienstbar ist, wie der Zukunft, daß er Pflichten gegen die Geschichte hat, aber auch Pflichten gegen sein Volk. Der Geschichte ist er schuldig, daß er das hohe Gut, welches sie seiner Hand anvertraut hat, unverkümmert, und so weit seine Kräfte reichen schöner geschmückt,

den kommenden Geschlechtern überliefere, seinem Volke ist er schuldig, daß er dazu helfe, es von der Herrschaft des Buchstabens des römischen Rechts zu befreien. Ja, zu befreien, — das ist die Aufgabe! Es darf nie vergessen werden, daß die deutschen Juristen das römische Recht recipirt haben, und nicht das deutsche Volk. Oder, wenn man einwenden will, daß auch die Juristen zum Volke gehören: — daß nur ein Theil des deutschen Volkes das römische Recht recipirt hat, und daß es dem Bewußtsein des bei Weitem überwiegenden Theiles desselben zu allen Zeiten fremd geblieben ist. Man hat zwar geltend gemacht, daß bei wachsendem Alter der Völker, bei reicherer Entfaltung ihres Wesens und dem dadurch gegebenen Hervortreten der bis dahin gebundenen Gegensätze, bei größerer Ent- und Verwickelung der Verhältnisse, immer und überall sich die rechtserzeugende Kraft aus der Gesammtheit des Volkes in denjenigen Stand desselben zurückziehe, welcher in der Beschäftigung mit dem Rechte seinen Beruf habe, und daß fortan die Juristen die natürlichen Vertreter des Volkes in rechtlichen Dingen seien. Es ist dies die Art und Weise, wie sich die historische Schule die Herrschaft des römischen Rechtes in Deutschland zurechtlegte. Sie konnte sich dabei auf ein glänzendes geschichtliches Zeugniß berufen, auf die Entwickelung des römischen Rechtes selbst. Dies römische Recht hat seine letzte und höchste Ausbildung seinen Juristen zu danken, und die römischen Juristen waren nicht bloß Bearbeiter des vorgefundenen Rechtes, sondern schufen auch neues Recht, indem sie das Rechtsbewußtsein ihres Volkes zum präcisen, begriffsmäßigen Ausdruck erhoben. Die römischen Juristen waren in der That die wahren Vertreter ihres Volkes in rechtlichen Dingen. Ohne allen Zweifel ist dieses auch das normale Verhältniß; aber eine andere Frage ist es, ob es auch das nothwendige ist. Und das eben war es, was mit Energie geleugnet wurde, als in der jüngsten Zeit der nationale Gedanke wieder gegen das

römische Recht in die Schranken trat. Es wurde behauptet, daß es auch geschehen könne, daß die Juristen eines Volkes sich nicht als die wahren Vertreter desselben auswiesen, daß sie vom nationalen Geiste abfielen, — und das sei bei den deutschen Juristen der Fall gewesen, als sie das römische Recht in Deutschland zur Geltung gebracht hätten. Und nach dieser Seite geht auch meine Meinung. Zwar sind diejenigen in einem großen Irrthum begriffen, die da glauben, es könne jemals ein Recht, wie es den entwickelten Lebensverhältnissen eines herangereiften Volkes nöthig ist, ganz in dem Volksbewußtsein leben, als dürfe das Juristenrecht in keiner Weise etwas Anderes sein, als das Recht, welches Jedermann habe und wisse. Der große Unterschied, welcher zwischen dem Juristen und dem Nichtjuristen besteht, und immer bestehen wird, ist der, daß jener ein begriffsmäßig erkanntes, dieser ein gefühltes, mehr oder minder klar gefühltes, Recht hat, und im gegebenen Falle mögen den Einen seine Begriffe zu einem ganz anderen Resultate führen, als den Anderen seine Gefühle; dann haben die Begriffe Recht, und nicht die Gefühle. Wollte man also mit solchem Maßstabe die Reception des römischen Rechtes in Deutschland messen, und von diesem Standpunkte aus sie verurtheilen, so würde man sehr in die Irre gehen. Aber was man von dem Juristenrechte verlangen kann, und unter allen Umständen verlangen muß, das ist, daß es seine Grundlagen und seine Wurzeln in dem Rechtsbewußtsein des Volkes habe, daß es nur der höhere Ausdruck des Rechtsbewußtseins des Volkes sei, die Erhebung desselben zu seiner eigenen Wahrheit. Und das ist eben bei einem großen Theil des römischen Rechts dem Rechtsbewußtsein des deutschen Volkes gegenüber nicht der Fall, und auch wo es mit demselben materiell übereinstimmt, ist es vielfach mit fremden formalen Elementen versetzt. Ja, die deutschen Juristen haben gesündigt, als sie das römische Recht in der Weise, wie es geschehen, in Deutschland zur Herrschaft

gebracht haben! Aber freilich, sie haben nicht ihre Sünde gesündigt, sondern die Sünde ihrer Zeit; oder noch besser: nicht sie haben gesündigt, sondern in ihnen hat die Geschichte gesündigt. Denn auch die Geschichte sündigt, — nicht in ihrer Ganzheit; in ihrer Ganzheit ist sie die Wahrheit. Aber im Einzelnen mag auch sie falsche Wege gehen. Es ist dem menschlichen Geiste nicht beschieden, geraden Schrittes zur Wahrheit zu wandeln; jede neu auftretende Idee ist mit einer Einseitigkeit behaftet, die erst langsam abgestreift wird. Die Einseitigkeit, welche bei der Reception des römischen Rechts begangen wurde, war, daß es aufgenommen wurde, wie es war. Die Aufgabe, welche den späteren Jahrhunderten zugefallen ist, ist zu sichten und zu scheiden. An dieser Aufgabe hat schon die Zeit vor uns gearbeitet; wir haben sie mit verstärkter Energie, mit bewußtem Streben wieder aufzunehmen. — Und Niemand sage, daß es noch viel einfacher sei, sich des römischen Rechtes ganz zu entschlagen und unbeirrt von demselben den Aufbau des nationalen Rechtes auf selbständiger Grundlage auszuführen. Wer so sprechen wollte, würde einmal sprechen, wie ein Thor; er würde das große geschichtliche Gesetz verkennen, daß die Wahrheit nicht Alleinbesitz eines Volkes und einer Zeit ist, und daß die Benutzung der Arbeitsresultate der vorangegangenen Geschlechter für die kommenden, wie ihr Vortheil, so ihre Pflicht ist. In dem römischen Recht ist auch in seiner spätesten, freiesten Ausbildung noch Vieles enthalten, was auf nationaler Besonderheit beruhend, für ein anderes Volk unbrauchbar ist, Mehr, was, nach Zweckmäßigkeitsrücksichten bestimmt, von anderen Zeiten, die eine andere Zweckmäßigkeit haben, anders geordnet werden mag; aber auch Vieles, was nichts ist als der präcise Ausdruck der in ihren Grundzügen überall gleichen Anschauung immer wiederkehrender menschlicher Verhältnisse, ein Ausdruck aber, so meisterhaft, wie die Antike meisterhaft ist. Dies ist der für alle Zeiten werthvolle Be-

standtheil des römischen Rechts, und dieser darf unserem Volke nicht verkümmert, er muß nur von den ihm etwa anklebenden fremden formalen Elementen gereinigt werden. Aber nicht bloß thöricht sprechen würde, wer das römische Recht für ein einfach zu beseitigendes erklären wollte; er würde auch etwas verlangen, was geradezu unmöglich ist. Denn wodurch könnte diese Beseitigung bewerkstelligt werden, als durch einen Act der Gesetzgebung? und wer sollte zu einem solchen Acte berufen werden, als gelehrt gebildete Juristen? Nun aber ist unsere ganze Rechtswissenschaft so vom römischen Rechte durchdrungen, ruht so ganz und gar auf dem römischen Rechte, daß diese Juristen in einem solchen Acte der Gesetzgebung immer wieder das römische Recht zum Ausdruck bringen würden. Man hat nur die Wahl, ob man gereinigtes römisches Recht haben will, oder ungereinigtes, nicht aber, ob man römisches Recht haben will, oder kein römisches Recht; wie man auch nicht die Wahl hat, ob man klassische Bildung haben will, oder keine klassische Bildung, sondern nur, ob man eine mit dem nationalen Geiste vermittelte, oder eine damit nicht vermittelte klassische Bildung haben will. Diese Reinigung aber mit dem römischen Rechte vorzunehmen, ist die Aufgabe der Juristen; es ist eine wissenschaftliche Arbeit. An ihnen ist es, mit dem römischen Rechte zu ringen, bis sie seinen letzten Gedanken erfaßt, sein geheimstes Leben erkannt haben, um dann das Erkannte auf die Wagschale des nationalen Rechtsbewußtseins zu legen, ob es auf dieser nicht zu leicht befunden werde. Ist diese Arbeit vollendet, dann ist das römische Recht überwunden zugleich, und erworben. Dann haben die deutschen Juristen gesühnt, was sie gesündigt haben; dann haben sie dem deutschen Volke zurückgegeben, was sie ihm genommen haben, ein deutsches Recht! Auf welchem Wege dann dieses Resultat der wissenschaftlichen Arbeit in die äußere Geltung hinübergeführt werden soll, ob auf dem Wege einer langsam sich bildenden Gerichtspraxis, oder ob durch einen Act der Gesetzgebung die Gesetzeskraft des römischen Rechts beseitigt werden soll, das ist eine Frage für sich. Wie man übrigens auch über dieselbe denken mag, sie scheint thatsächlich entschieden. Die neuere Zeit, von dem Bedürfniß bestimmt, zeigt eine sehr entschiedene Neigung, auf dem Wege der Gesetzgebung vorzugehen. Das Handelsrecht ist von der Gesammtheit der deutschen Staaten in die Hand genommen worden; möge das Werk gelingen! Es ist ein schöner Gedanke, daß daran mit der Zeit sich eine gemeinsame deutsche Gesetzgebung auch auf den anderen Rechtsgebieten anschließen werde; einstweilen scheint er keine Aussicht auf Realisirung zu haben. Dagegen sind Particulargesetzgebungen im Werke in Hessen-Darmstadt, in Sachsen und den thüringischen Ländern, in Bayern. Auf jeden Fall läßt sich nur auf dem Wege der Gesetzgebung Eines erreichen, daß nämlich das Recht nicht bloß seinem Inhalte nach national sei, sondern auch in einer Gestalt vorliege, in der es Allen erkennbar ist. Und das ist ein Punkt, der von der äußersten Wichtigkeit ist. Nicht als wenn auch nur durch ein Gesetzbuch das Recht in der Weise zu einem Gemeingut Aller gemacht werden könnte, daß nun immer Alle darüber einig wären, was für einen gegebenen Fall Rechtens ist, und etwa auch eilends die Juristen abgeschafft werden könnten. So denkt vielleicht der Unkundige, der Kundige weiß, daß das Gesetzbuch nur die Elemente der Rechtsentscheidung giebt, und daß dieselben nur in der Hand dessen ihre Dienste thun, der sie durch juristisches Denken zu befruchten weiß, — das juristische Denken aber ist nicht Jedermanns Sache, und kann nicht Jedermann's Sache sein. Aber dennoch ist es ein Großes, wenn die Grundlagen der richterlichen Entscheidung dem Bürger ebenso zugänglich sind, wie dem Richter selbst. Es ist das ein wesentliches Moment in der sittlichen Erziehung des Volkes, ganz in derselben Weise, wie die Oeffentlichkeit der Gerechtigkeitspflege ein sol-

ches Moment ist. Das Recht soll nicht wie eine finstere, unheimliche, unerkannte Macht über dem Haupte des Volkes schweben; es soll bei lichtem Tage, Allen sichtbar und offenbar umherwandeln, ein schützender und helfender Genius. Nur ein Recht dieser Art weckt den Geist der Gerechtigkeit, daß seine Gebote gehalten werden, nicht weil ihre Erfüllung erzwungen werden kann, sondern weil sie Recht sind. Daß dieser Zustand jemals verwirklicht werden könnte, ist ein Traum. Aber alle Ideale sind Träume, und deswegen soll der Mensch nicht weniger Ideale haben, — und wie der Mensch, so auch der Gesetzgeber.

Unsere Zeit ist eine tief bewegte Zeit. Dem deutschen Volke hat sie ein Gut gegeben, welches über allen Gütern steht, die einem Volke zu Theil werden können, ein immer mächtiger sich entfaltendes, ein immer mehr alle Kreise durchdringendes Gefühl für die Ehre, die Größe, die Macht des Vaterlandes. Aber dieses Gefühl soll sich nicht bloß in Worten ergehen, es soll Thaten erzeugen. Die Pflege der nationalen Güter erfordert die Kräfte Aller; ihr darf sich Niemand entziehen, an welche Stelle er auch gestellt sein mag. Auch an den Juristen ergeht ihr Ruf, und nicht zuletzt an den Lehrer des römischen Rechts. Auch er soll Mitarbeiter sein an dem Dom nationaler Herrlichkeit, er soll helfen, des deutschen Volkes deutsches Recht zu bereiten. Das ist der eine Stern, der ihm leuchtet. Ist dann dieses Werk gelungen, dann tritt die Wissenschaft des römischen Rechtes nicht ab, sondern sie erblüht zu neuem Glanze. Denn dann wird sie die Möglichkeit haben, sich der Betrachtung des römischen Rechtes als solchen, des reinen römischen Rechtes, ohne alle Nebengedanken hinzugeben und sich ganz in die Anschauung seiner Größe und Schönheit zu versenken. Und auch das wird eine praktische Arbeit sein, die praktischste unter allen praktischen Arbeiten, eine Arbeit der Erziehung. Wenn die Herrschaft des Corpus

Juris in Deutschland beseitigt sein wird, dann erst recht werden sich die Hörsäle der Lehrer des römischen Rechtes füllen, und zu ihren Füßen werden die heranwachsenden Geschlechter lernen, nicht Mißachtung des nationalen Rechtes, nicht die thörichte Ueberhebung, die allen Rechtsstoff unter das Maß der römischen Begriffe beugen will, — aber, wie aus der Antike gelernt wird, was Schönheit ist, so werden sie lernen, wie ein Recht sein soll, wenn es ein wahres Recht sein will, strenge und doch milde, gebunden und doch frei, fest und doch beweglich, sie werden lernen, daß der wahre Jurist nur der ist, um den die Begriffe seines Rechtes stehen, scharf und kalt, wie Marmorbilder, und doch wie vertraute Gestalten, nur eines Winkes von seiner Hand gewärtig, um sich in Bewegung zu setzen und ihr Werk zu verrichten, der es in gleicher Weise versteht, seinen Begriffen zu dienen, und sich in bewußter Freiheit über sie zu erheben.

In der Welt gelingt nichts ohne Begeisterung. Eine Ueberzeugung, hoffe ich, hat Ihnen mein Vortrag gegeben: daß auch die Wissenschaft des römischen Rechts befugt ist, Begeisterung zu hegen.

uns ist die lebendige Ueberlieferung der Geschichte einmal gewaltsam zerrissen worden, das geschah vor jetzt zweihundert Jahren, als die geistigen Gewitter, welche seit lange über Deutschland standen, sich entluden in jenem furchtbaren Bürgerkriege, in welchem ein ganzes Geschlecht in's Grab sank, und ein neues aufwuchs in Haß und Verwilderung, das wenig mehr wußte von der ehemaligen Herrlichkeit, von dem Recht und der Geschichte seines Volkes. So hoch thürmte sich der Schutt des dreißigjährigen Krieges, daß er zur Scheidewand wurde, welche noch jetzt dem Volke verbirgt, was einst dahinter lebte und blühte. Nur die Schatzgräber der Wissenschaft steigen hinüber und öffnen auch dort wieder Quellen und Adern, aus welchen unserem nationalen Leben und Fortschritt Kräftigung zufließt.

Reiches gediegenes Golderz, das noch gehoben sein will, lagert auch in den Tiefen des zehnten Jahrhunderts. Es ist die Heldenzeit der deutschen Geschichte, das Zeitalter der hohen Ottonen, deren Ruhmesglanz über ganz Europa hinfiel, so breit und strahlend, als erhaben die Ziele waren, welche diese Kaiser sich setzten. Denn gleich Karl dem Großen strebten sie nicht bloß nach Weltherrschaft, sondern zugleich, daß die heilige Kraft des Christenthums die deutschen Völker durchdringe, und daß Deutschland erneuert und umgestaltet werde durch die aus dem Alterthum überlieferte Bildung. Drei Culturmassen trafen damals in Deutschland auf einander. Es ist die antike, welche sich abgelagert hat in der römischen Welt, — es ist der christliche Geist, welcher noch damit ringt, diese alte trümmerhafte Culturlast neu zu beseelen, — als drittes tritt hinzu und voll frischen schöpferischen Lebens die germanische Naturkraft, die germanische Staats- und Weltanschauung. Darin liegt der eigenthümliche starke Reiz, den jene Zeit ausübt, wenn man sich einmal näher damit beschäftigt. Wir sehen dort gleichsam in die erste Werkstätte der Grundgedanken hinein,

welche die jetzige europäische Culturwelt für immer von der antiken scheiden. Es ist ein wunderbares Keimen und Sprossen in den Gemüthern, hin und her fliegen die Blitze der neuen Cultur durch das germanische Urwaldsdunkel. Noch aber überwogt sie dieses tiefe Walddunkel, welches mit seiner Frische und Dämmerung ja noch das ganze mittelalterliche Leben überschattet. Wie wenn wir jetzt mitten in einem Walde einen hellen Landsitz bauen und ihn ausschmücken mit blühenden Gärten, mit Bildsäulen und Springbrunnen, aber ringsum weht und hallt noch der alte heilige Wald und die würzige Laubfrische und das endlose Wogen und Rauschen der Baumwipfel dringt von allen Seiten hinein: — so baute sich die römisch-christliche Cultur damals ihre ersten Stätten in Deutschland.

Und aus dem weiten tiefen Walddunkel jener frühen Zeit glänzt uns entgegen ein einsamer lieblicher Stern, Hrotsvitha, das sächsische Heldenmädchen mit der kindlich reinen andachtsvollen Seele, mit ihrer Begeisterung für Kunst und Wissenschaft, mit ihrem großen Herzen für ihres Volkes Macht und Würde. Ein Heldenmädchen, — denn wer all sein Denken und Ringen setzt an ein hohes Ziel, der Denker und Dichter, der als ein Fackelträger seinen Zeitgenossen vorangeht, auch dessen Thun ist heldenhaft. Als vor jetzt viertehalbhundert Jahren Conrad Celtes den einzigen Codex entdeckte, der uns Hrotsvitha's Werke erhalten hat, — dieses höchst werthvolle Denkmal ist hier auf der Münchner Bibliothek, — da war alles erstaunt über diese Dichterin, welche tief im Norden lateinische Dramen und Epen schrieb, als geistige Nacht das christliche Europa zu bedecken schien und nur fern am Bosphorus noch die letzte Leuchte der classischen Künste und Wissenschaften langsam verglühte. Die entzückten Gelehrten nannten die räthselhafte Dichterin im Nonnenschleier die Sappho des Nordens, die einen hielten sie für eine griechische, die anderen für eine sächsische Prinzessin. Schon der Name klang so an-

muthig. Hrotsvitha! Das konnte nur die weiße Rose heißen oder die Roth' und Weiße. Sie selbst aber nennt sich in einer ihrer Vorreden: Ego clamor validus Gandesheimensis — Ich die Gandersheimer Hellstimme, — und Jac. Grimm hat uns gezeigt, daß im Althochdeutschen Hrotsvith wirklich die mächtige Stimme bedeutet. Allein, wer vernimmt noch diese Hellstimme? Längst ist sie wieder verschollen. Ihr Name ging von einer Literaturgeschichte in die andere, das war alles, nur die Geschichtsforscher schlugen nach in Hrotsvitha's historischen Dichtungen. Erst die Franzosen begeisterten sich in unseren Tagen wieder für cette merveille de l'Allemagne, cette gloire pour l'Europe entière, Magnin, Villarceaux, Villemain, Philarete Chasle, Vignon Retif und Andere übersetzten und erläuterten ihre Schriften. Erst in der jüngsten Zeit haben wir endlich durch Barack's Verdienst eine solide Ausgabe von Hrotsvitha's Werken erhalten, Dorer hat einige Bruchstücke und Bendiren hat die Dramen übersetzt, und zwar mit jenem liebevollen Verständniß, wie es sich für die Hrotsvitha nicht sofort einstellt.

Es ist gar Vieles in ihren Werken, was uns anfangs stört und abschreckt. Man muß sich erst in ihr Zeitalter hineindenken, man muß sie erst aus ihren Runenstrichen, aus ihrem trockenen Latein verstehen lernen: dann aber labt sie wie ein frischer Bergquell, zu welchem man sich durch Dornen und Gestrüppe durchgearbeitet hat. Hrotsvitha läßt sich nicht vergleichen mit einem der Modepoeten, in deren gallertartigem Wesen kaum einige eigene Lichtpünktchen schimmern neben den Sprachschätzen und Ideen, die ihnen die Tageswelle zuströmt. Diese Dichterin hat ihre eigenen festen Umrisse, sie geht herzhaft auf die realen Dinge los, aber immer bewährt sie das feine Gehör für die geistige Musik, welche über den Realitäten des Lebens schwebt. Noch mehr, ihre Werke bekunden, daß diese Frau, — welche im ganzen Mittelalter nur eine Schwester

hat, Abälard's Heloise, — von so hohem energischem Geiste war, daß sie Theil nahm an all dem Wissen Denken und Ringen, das die besten Männer ihrer Zeit erfüllte.

Suchen wir uns also dies Zeitalter näher zu bringen, daß wir einen Einblick in dasselbe erhalten. Wie sah es vor jetzt neunhundert Jahren in Sachsen aus? Etwa wie jetzt im Westen Nordamerika's, wo in die endlosen grünen Wälder und Prairien nur die hellgrauen Punkte zahlloser Farmen hineingesäet sind. Sachsen bestand aus Gehöften freier Bauern, von denen jeder noch Schild und Streitart neben seinem Heerde hängen hatte. Nur hier und da erblicken wir ein Kirchlein ein Kloster oder einen Herrensitz mit dürftigen Stadtanfängen. Im grünen Waldthal erhebt sich die erste und berühmteste Abtei im östlichen Sachsen, Gandersheim, das älteste Familienkloster des sächsisch kaiserlichen Hauses, bewohnt von Benedictinerinnen. Wir treten hinein und gehen, wenigstens in Gedanken, auf Hrotsvitha's Zelle. Aber das ist ja das Studirzimmer eines Gelehrten! Da liegen die Religionsphilosophen, der Boethius der Martianus Capella und der tiefsinnige Scotus Erigena, daneben der Virgil und Horaz, und dort lateinisch-deutsche Heldenlieder, auch griechische Bücher finden wir, die Bewohnerin der Zelle versteht auch Griechisch. Keines von den Büchern aber ist mehr gelesen, als der derbe Plautus und als Terenz, der feine Sittenspötter aus einer Zeit, wo die Römerwelt bereits in feinen Sitten und Genüssen glänzte und zugleich sich einem Abgrund der Nichtswürdigkeit näherte. Wie kommen alle diese alten Heiden in die geweihte Klosterzelle? Und nun sagt uns gar in einer ihrer Vorreden Hrotsvitha selbst: »Viele gute Christen, und sie fühle sich selbst nicht ganz frei von dieser Schwäche, läsen lieber als die heilige Schrift die eitlen Heidenbücher, weil sie so viel feiner geschrieben seien. Und wenn man auch die übrigen verachte und den heiligen Blättern treu bleibe, des Terenz Dichtungen lese man doch

jeden Tag wieder, und während man sich ergötze an der süßen Rede, lerne das Herz allerlei schlechte Dinge.«

Wie reimt sich das Alles mit dem Nonnenschleier? Freilich an heutige Frauenklöster dürfen wir dabei nicht denken. Selten sind in diesen Meisterinnen des Styls, welche wie Gräfin Ida Hahn-Hahn aus dem Weltleben sich erst nach dem Treffen zurückziehen in die Einsamkeit. Ein Benedictinerkloster aber im zehnten Jahrhundert, — der stellt es sich noch etwa vor, welcher im Orient reiset und aus der Verwilderung und dem Raublärm ringsumher plötzlich eintritt in den kühlen Klosterfrieden, wo doch Leute wohnen, die wenigstens Griechisch lesen. Ein Asyl vor Fehden, Orgelklang in der Kirche Tag und Nacht, Gastlichkeit für alle Reisenden, — nicht das allein boten im zehnten Jahrhundert die Klöster, sondern sie waren auch die Stätten höherer Bildung. Als ein Buch ein Landgut werth war, wo gab es da Bücher, wo Schulen, als hinter den Klostermauern? Wollte man Architekten Maler Bildhauer, man suchte sie in den Klöstern, dorther nahmen die Fürsten ihre Räthe und Geheimschreiber. Denn wer sich damals dem Dienste des Geistes widmen wollte, der trat als Glied in die Bildungsanstalten der Kirche ein. Wo aber, als ringsumher alles nur noch von Säen und Pflügen, von Rossen und Falken sprach, eine solche Anzahl höher strebender Menschen zusammenlebte, da entstand von selbst der Sammelpunkt aller derer, welche feineren Verkehr suchten, und weiter, viel weiter als die Klosterglocken hallten über die Waldwildniß, klangen von dorther die Lerchenlieder der jungen Cultur. Als die Klöster aufhörten, Bildungsheerde zu sein, als sie keine große sociale Aufgabe mehr zu erfüllen hatten, als Kunst und Wissenschaft selbstständig ihre Wege gingen, da versiegte das Klosterleben, rettungslos, denn der eine seiner beiden Hauptnerven war zerschnitten. Wer heutzutage dem Geiste dienen will, der kann auch mitten in der Welt für gewaltige Ideen streiten

und sich ihnen opfern mit allen Kräften seiner Seele, der großen Kampfbühnen sind viele geöffnet.

Bei jener hervorragenden Stellung aber, welche im Beginne des Mittelalters die Klöster in Literatur und Gesellschaft einnahmen, erklärt es sich leicht, daß Fürsten so häufig in Klöstern Hof hielten, Königinnen dort ihren Witwensitz nahmen und Aebtissinnen zur Reichsregentschaft berufen wurden. In den Klöstern brachten daher die edlen Töchter des Landes ihre erste Jugend zu und erhielten dort, wo so viel vom Hofleben einspielte, feinere Erziehung. Die schöne Erzählung, wie der junge Heinrich, der spätere große König, im Kloster Herford die junge Mathilde erblickt, die Letzte von Widukind's Geschlechte, wie sie da sitzt mit ihren Frauen, den Psalter in der Hand, umflossen von Anmuth und Hoheit, wie nichts seinem leidenschaftlichen Flehen widerstehen kann, und schon andern Tags er Mathilde mit seinen Rittern gleichsam entführt, jedoch mit Gutheißen ihrer Großmutter der Aebtissin, — diese und manche andere Erzählung eröffnet uns einen Blick in das Innere der damaligen Klöster. Als Mathilde später als Königin Quedlinburg gründete, da wählte sie selbst für dieses Kloster, wie uns dessen Jahrbücher berichten, aus den höchsten Ständen die Jungfrauen aus, und auch Hrotsvitha weiset in einer Vorrede an Kaiser Otto I. darauf hin, daß seiner Vorfahren eigene liebreiche Sorge die Töchter von Gandersheim versammelt habe. Gandersheim war erblüht unter der langjährigen Leitung seiner Stifterin, der Herzogin Oda; drei ihrer Töchter waren dort nach einander Aebtissinnen, und wie hochgebildet diese Fürstentöchter waren, erkennen wir noch jetzt aus den lieblichen Elegien, welche ihr Bruder auf den Tod der ältesten Schwester dichtete. Ihre Nachfolgerin, die Aebtissin Hrotsvitha, war berühmt in den Wissenschaften und hinterließ von ihrer Hand ein ausgezeichnetes Buch über die Logik.

Auch unsere Hrotsvitha war ohne Zweifel aus einem ed-

len sächsischen Geschlechte. Wir wissen zwar über ihr Leben nur das Wenige, was sie selbst in ihren Vorreden gelegentlich andeutet oder was sich aus dem Charakter jeder einzelnen ihrer Dichtungen ergiebt. Halten wir dies aber zusammen mit culturgeschichtlichen Nachrichten, welche uns aus jener Zeit überliefert sind, so läßt sich wohl ein Lebensbild der Hrotsvitha gewinnen, das wenigstens in den Hauptzügen richtig ist. Ihr Vaterhaus erhob sich gewiß nicht weit von den Küsten der Nordsee. Denn nichts steht in ihrer Phantasie machtvoller und lebhafter, als das Meer mit seiner stillen gewaltigen Größe und den dunkeln Stürmen, und darüber die ewigen Sterne, nach deren festem Lichtglanz der Schiffer auf der wogenden Fläche wie das Menschenherz in Noth und Zagen aufblickt. Nach dem Norden weisen auch in ihren Dichtungen die Winterbilder, die Frühlingslust, die Freude an den tiefen einsamen Forsten, die Schilderungen aus dem Leben der Fischer und Bauern. Schon frühzeitig kam Hrotsvitha nach Gandersheim. Die Vorsteherin der dortigen Schule, Rikkardis, nahm sich ihrer besonders an, Hrotsvitha rühmt sie vor ihren anderen Lehrerinnen als die weiseste und liebevollste. Aus der Art und Weise, wie unsere Dichterin sich wohl bekannt zeigt mit den damaligen Gegenständen und Abtheilungen des Wissens, läßt sich schließen, daß auch in der Töchterschule zu Gandersheim die Einrichtung den berühmten Dom- und Klosterschulen nachgeahmt war. Die edelste Freundin und Bildnerin aber fand Hrotsvitha, als die kaiserliche Nichte Gerberga, Tochter des Herzogs von Bayern, in's Kloster kam. Sie war wenig jünger als Hrotsvitha, stand aber an Bildung bereits über ihr. Beide jungen Mädchen schlossen sich innig an einander an, sie lasen zusammen die alten Classiker und übten sich, ein fließendes Latein zu schreiben. Denn die vornehmen Frauen jener Zeit sprachen und schrieben die stolze Sprache der Römer und Gelehrten, etwa wie jetzt die Damen Französisch.

Doch diese lateinische Bildung müssen wir uns näher betrachten, um die Antriebe zu verstehen, unter welchen Hrotsvitha dichtete. Wie stand damals die deutsche Cultur neben der antiken? Wie ein Dorf voll freier Männer neben einer Königsstadt voll stolzer Gebäude. Die Germanen hatten die alte Civilisation nicht auf einmal über den Haufen geworfen, sie waren nach und nach in dieselbe eingetreten, und noch über den Trümmern der römischen Städte schwebten die Ideen, deren Macht und Ueberlegenheit sich die Germanen beugen mußten. Noch hatten sich die letzten Schwärme der Völkerwanderung nicht gesetzt, als schon die geistige Rückströmung eintrat. Unter Karl dem Großen langte sie endlich mit voller Stärke auch an den Ufern des Mittel- und Niederrheins an und trieb von da mächtige Wellen bis in das Innere von Deutschland.

Die Sachsen waren das letzte deutsche Volk, welches von der Civilisation erfaßt wurde. Die eiserne Hand des großen Karl hatte sie getauft, aber ihr hartes Innere war heidnisch geblieben. Jetzt waren hundert Jahre vergangen, jetzt war das starre trotzige Herz geschmolzen und nun öffnete es sich mit der ganzen Stärke und Sehnsucht, die in ihm wohnte, der christlichen Heilslehre und Cultur. Wie am frischen klaren Morgen das belebende Licht in Herz und Adern dringt und mit ihm tausend anregende Gedanken: so waren all ihre geistigen Sinne jetzt aufgethan. Eine neue ideale Welt erhob sich vor ihren Blicken als einzig des Verlangens werth. Glauben und Wissen, Religion und Bildung, das war alles eins und floß in einander. Wer tüchtig wer strebend war, der reichte dem Andern die Hand in der Arbeit, Cultur und Christenthum zu verbreiten. Es war ein freudiges warmherziges Schaffen, doppelt belebt, weil zugleich das Nationalgefühl mächtig anschwoll. Die Ungarn, die langjährigen Bedränger Europa's, waren auf's Haupt geschlagen, in die weit geöffneten

Lande der Dänen und all der slavischen Völker zogen siegreich die deutschen Eroberer Glaubensboten und Ansiedler, des deutschen Königs Brautfahrt nach dem Süden hatte Rom und die Kaiserkrone gewonnen, selbst mit Constantinopel, der üppigen Witwe Roms und Griechenlands, der Stadt wo die Männer in prunkvollen langen Gewändern gingen und die Rhetoren nie ermüdeten in glänzender Sophistik, selbst mit Constantinopel war man in Verbindung getreten. All des Guten, was die fremden Völker an Kunst und Wissen, an Gesetz und Gewerbe hatten, dessen dachte man selber froh zu werden. In der Literatur, in der Baukunst, in Handel und Bergbau, überall erwachte damals in Deutschland eine frischere Thätigkeit.

Deshalb, weil diese sittliche und sociale Erneuerung und Erhebung das Volk in seinem innersten Leben ergriff, deshalb stellte das zehnte Jahrhundert in Deutschland jene lange Reihe erhabener Frauen auf, welche ihrem Volke vorleuchteten in Religion Wissenschaft und hoher Gesinnung. Denn immer, wo die Nation arbeitet in tiefer Erregung, da fühlen auch geistesmächtige Frauen den Drang und das Recht in sich, sichtbar mitzuwirken am großen Werke, und treten auch nur wenige hervor aus der Stille des Hauses, die Gedanken und der Wille der übrigen wachsen doch empor in den Thaten der Männer.

So fühlte auch Hrotsvitha sich angefeuert in ihrem Innern, der schöpferische Geist in ihr regte sich und sie fing an zu dichten. Welche Sprache aber bot sich ihr dar für ihre Dichtung? Lateinisch war die Weltsprache, gegen welche alle anderen Sprachen nur als Dialecte, als rohe Mundarten verschiedener Stämme erschienen. Lateinisch war die Kirchensprache, und wer der Kirche sich widmete, nahm diese Sprache als etwas Hohes und Edles an, als etwas das sich von selbst verstand. Also wollte auch Hrotsvitha classisch dichten. Denn gegen die würdevolle Schönheit, gegen den gemessenen Tonfall der classischen Sprache und gegen ihren herrlichen Inhalt,

was bot ihr die Heimath anderes als wild hinstürmende Volksgesänge voll ewiger Kämpfe Zaubersprüche und riesiger Leidenschaften. Aber sieh, der gewaltige Geist dieser nationalen Dichtung, dem sie entfliehen wollte, bezwang sie noch im Fliehen und machte sie auch in fremder Sprache zu seiner Botin. Lateinische Dramen und Epen wollte sie dichten — und sie dachte nicht, daß das Nibelungenlied, welches im Volke noch wie ein mächtiger Strom unter der Decke fortrauschte, mit seinem Wellenschlage auch in ihrem Denken und Fühlen vibrirte. Dies, daß in der bedeutendsten Dichterin des Zeitalters halb unbewußt und dennoch frisch und hell der nationale Geist in allen ihren Dichtungen hervortönt, das macht sie für die Culturgeschichte unvergleichlich anziehender als für den Gang der Weltliteratur. Hrotsvitha ist nichts, als ein Sproß als ein Abbild der großen geistigen und staatlichen Umgestaltung, welche sich damals in Deutschland begab und welche für das ganze Mittelalter der granitne Unterbau wurde.

Die römisch-christliche Civilisation hatte auf ihrem Wege zu den germanischen Völkern von diesen bereits vielfache Umwandlungen und Zusätze erfahren, fort und fort war ein gegenseitiges Zersetzen und Wechseln vor sich gegangen: Siegerin aber war bisher nur die antike Civilisation geblieben. Die germanischen Stämme hatten sich in der Völkerwanderung in diese Culturwelt hineingestürzt, sie waren in ihr verschwunden mit ihrer Sprache und mit dem besten Theil ihrer Nationalität. Wenn wir in den Volksgesetzen der Langobarden in Italien oder gar der Westgothen in Spanien und Gallien lesen, wie zerstückt und zerbrochen erscheint in ihnen germanischer Geist germanische Sitte. Wie tief hatte sich schon der römische Staatsgedanke, das absolute geschlossene Herrscherthum, in das karolingische Staatswesen hineingebohrt. Mit demselben Siegergefühl trat jetzt die romanische Civilisation an die Deutschen heran, um auch sie in Zucht und Lehre zu nehmen und

Stille gründete, wo das Zusammengehörige sich suchte und einigte und gruppirte, die Zeit des naiven Wachsthums.

Der damaligen Gestaltung des Staatswesens aber entspricht treffend der romanische Baustyl, der zur selben Zeit in derselben Gegend entstand, wo Hrotsvitha dichtete. In der karolingischen Periode hatten die Deutschen nur unbeholfene Versuche gemacht, ihre eigenen Gedanken in den fremden Formen und Gesetzen der Baukunst auszudrücken. Jetzt war auch in dieser Beziehung der germanische Geist der überlieferten technischen Mittel mächtig geworden. Die einförmige romanische Einheit herrscht vor in diesem Baustyle, aber schon löst sie sich gruppenartig auf und in rhythmischer Gliederung; die runden Linien und Säulen und das flache Dach sind beibehalten, aber schon baut sich aus ihnen der mächtige Dom empor. Im selben Bildungsgange, als sich aus dem Staate und der Gesellschaft des zehnten Jahrhunderts später das mittelaltrige vielgegliederte Lehnsgebäude erhob, erwuchs nothwendig aus dem romanischen Baustyle der gothische.

Finden wir nicht ferner in dem Gange der Literatur dasselbe Bildungsgesetz? Der deutsche Heliand, jene edle und gewaltige und so wenig gekannte Dichtung, und Otfried's Evangelienbuch waren die erste deutsche Antwort, das erste laute Zeugniß der eigenen Dichterkraft gewesen, als die romanische Literatur in Deutschland eindrang. Es war noch zu früh, die Deutschen mußten erst vollständiger die classische Literatur in sich aufnehmen, sich von ihr bilden und bereichern, ja unterwerfen lassen. Aber schon giebt sich in der Dichtung und Geschichtschreibung, — und namentlich die letztere erblühte damals in Deutschland reichhaltig, — eine eigenthümliche nationale Frische und Anschauung zu erkennen. Auch die alten Heldengesänge, den Ruodlieb den Walter von Aquitanien und wahrscheinlich auch die Nibelungen, übersetzte man in's Lateinische, man wollte in classischer Sprache sich am nationalen Dichter-

horte erfreuen, starken Wein haben im goldenen Becher. Aus dieser romanisch-deutschen Literatur des zehnten Jahrhunderts sproßte, gleichwie aus der romanischen Baukunst die gothische, der stolze Frühling unserer Ritterpoesie des Mittelalters.

Und endlich die innere Triebkraft, der fruchtbare Lebenskern, aus welchen alle diese Gestaltungen hervorbrachen? — Das war die gegenseitige mächtige Durchdringung des christlichen und des germanischen Geistes. Wenn man den eigenthümlichsten Charakterzug der Germanen nennen sollte, diejenige Natur, welche wie das Mark und das tiefe Feuer in allen Eigenschaften und Trieben dieser Volksstämme sitzt, ich glaube, man könnte nur sagen: es ist die Nothwendigkeit der inneren Selbstbestimmung. Nun, gerade diesen Charakter bedurfte, suchte das Christenthum. Nicht der orientalische Sklavensinn, nicht die romanische Gewohnheit der Unterwerfung unter die starre Form und Regel, beides konnte dem Christenthume nicht genügen: zum ganzen Leben, zu voller Wahrheit und Blüthe kam es nur durch die unausgesetzte innere Mitthätigkeit des Menschen, durch jenes germanische starke Empfinden in allen Adern des Gemüths. Darum erblühte jetzt bei den Deutschen ein ächt christliches Leben, reiner edler als jemals vorher in den orientalischen und romanischen Ländern. Unter den Gräueln, welche in jener Zeit Rom und die italienischen Städte erfüllten, drohte auch das Papstthum byzantinische Färbung anzunehmen: durch die deutschen Päpste wurde es würdevoll erneuert. Das Christenthum war in Deutschland nicht bloß Dogma, nicht bloß Kirche, es stand ihm hier auch keine antike selbstmächtige Bildung gegenüber, sondern es durchdrang bei diesem letztbekehrten Volke das ganze Dasein, es wurde häusliche und öffentliche Sitte, es wurde Kunst und Wissenschaft.

Wir überschauen also die Stoffe und Ideen, aus welchen Hrotsvitha dichtete. Es ist eine ideale Stimmung, welche die ganze Welt freudig ansieht als eine Wiederspiegelung ihres

gebildeten Kreise eindrang. Auch in Hrotsvitha arbeiteten fruchtbar jene Ideen, in welchen man den Kosmos in der ewigen Harmonie seiner Gesetze zu begreifen suchte, das Weltall, dessen feste vorherbestimmte Gliederungen man ebenso ansah als eine unmittelbare Offenbarung Gottes, wie man die ganze antike Welt mit allen ihren Werken und Schriften betrachtete als eine Vorbedeutung der christlichen. Jenem großen geistigen Strome, den man bei Bonaventura wie bei Dante nimmer ausschöpft, fließt auch in der Hrotsvitha ein Brünnlein zu. Sie aber wollte durch die Gelehrsamkeit, welche sie in ihren Dramen aufwandte, gewiß nicht bloß glänzen, sondern den Stücken, in denen sie ihre höchste sittliche und religiöse Weltanschauung aussprach, eine größere Tiefe und Stärke geben durch Voranstellung der Harmonie und Symbolik des Weltganzen.

Abgesehen aber von dem poetischen, religiösen und etwaigen philosophischen Gehalte bleiben uns Hrotsvitha's Dichtungen werthvoll als ein natürliches Spiegelbild ihrer Zeit. Sie führen uns in die damaligen Hof- und Gerichtssäle, in die Klosterschulen und Einsiedlerzellen, auf die Märkte und in die Wirthshäuser. Hrotsvitha hatte, wie jeder ächte Dichter, einen hellen Blick für historische Vorgänge. Diese Gabe erkannten auch Gerberge und Erzbischof Wilhelm von Mainz in ihr. Mit dem letztgenannten in Otto des Großen späterer Zeit hochbedeutenden Manne stand unsere Dichterin im nahen Verkehr, ebenso mit vielen anderen berühmten Gelehrten. Denn auch über ihrer Stirne glänzte jetzt unzerstörbar der Dichterruhm. Der junge König Otto war jedesmal der erste, der ihre neuen Gedichte lesen wollte. Kaum dem Knabenalter entwachsen, überraschte dieser feingebildete Prinz durch sein gescheidtes Urtheil, und seine liebe Hrotsvitha durfte zu ihm wie eine ältere Freundin ein herzliches Wort sprechen, wenn er sie, wie sie sagte, mit seinen hellen Augen anblickte. Auf seinen Antrieb,

dem Gerberge und Erzbischof Wilhelm auf das Lebhafteste zustimmten, begann Hrotsvitha ein historisches Gedicht von ihres großen Zeitgenossen, des Kaisers Otto, Thaten, welche jedes deutsche Herz damals mit Stolz und hohem Muthe erfüllten.

Es war keine leichte Arbeit, die sie unternahm. Sie sollte eine stürmische reich erfüllte Zeit von mehr als einem Menschenalter schildern, — denn sie schrieb dies etwa fünf Jahre vor Otto I. Tode, — und sie hatte nicht einmal schriftliche Quellen vor sich. Sie mußte alle Thatsachen erst von Gerberge, von deren vertrautem Freunde dem Erzbischof Wilhelm, und von anderen Hof- und Kriegsmännern erfragen, und dann selbst erst Zeitfolge und Zusammenhang hineinbringen. In der Vorrede an Gerberge sagt sie: »Eine große Last habt Ihr mir auferlegt, daß ich des erhabenen Kaisers Thaten, welche ich nicht einmal im Anhören je könnte vollständig sammeln, in poetischer Form schildern soll. Welche Schwierigkeit bei dem mühevollen Fortarbeiten meiner Unkunde entgegenstand, könnt Ihr selbst ermessen, denn ich fand diese Thaten weder früher aufgeschrieben, noch konnte ich sie aus mündlichen Berichten klar und hinlänglich hervorlocken. Einem Wanderer vielmehr war ich gleich, der durch unbekannte weite Waldgründe gehen soll, wo von Schneelasten verhüllt ist aller Weg und Steg. Da irrt er ohne Führer und bloß den Andeutungen folgend, die man obenhin ihm gab, bald auf Abwegen, bald stößt er wieder unvermuthet auf die Spur des rechten Pfades, bis er endlich im tiefen Walddickicht zu dem ersehnten Platze gelangt, wo er ruhen kann. Dort hält er ein und wagt nicht eher weiter zu gehen, als bis jemand herankommt, der ihn leitet, oder bis er eines Vorgängers Fußstapfen folgen kann. Gerade so habe auch ich, da ich ein weites Gebiet voll herrlicher Dinge betreten mußte, es bei der Vielfältigkeit der königlichen Thaten wankend und schwankend mit größter Mühe durchwandert. Jetzt bin ich überaus müde davon und schweige